

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

John Wesley

Lösegeld für einen kleinen Kaminkehrer

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zu Hause.

1. Auflage 2006

Originaltitel: The Chimney Sweep's Ransom

© 1992 by Dave und Neta Jackson

Originalverlag: Bethany House Publishers

© der deutschen Ausgabe 1996 by Zapf & Hofmann, Landstuhl

2006 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Susanne Zapf

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 3-89397-551-9

Inhalt

Maultiere	7
Gefährlicher Abstieg	14
Keine Arbeit – kein Lohn	22
Der »kleine Riese«	30
Einen Hund gefunden und die Schwester verloren	38
Leere Taschen	49
Botenjunge	59
Die Lösung	70
Erwischt	78
Das Waisenhaus	85
Mr. Wesleys Regel	92
Faule Eier	100
London	111
Wieder zu Hause	123
Mehr über John Wesley	132

John Wesley, Gründer der methodistischen Bewegung, kam erstmals 1742 nach Newcastle upon Tyne. Er fand dort Zustände in den Bergarbeiterfamilien vor, wie sie in England damals kaum schlimmer vorstellbar waren. Viele wahre Ereignisse und Tatsachen aus John Wesleys Leben, seine Reisen und die methodistischen Gemeinschaften sind in unsere Geschichte eingeflossen. Die Notlage der Familie Carter – sie ist ausgedacht – ist typisch für die damalige Zeit. Vielen Familien in dieser Gegend erging es ebenso. Kinder mussten schon im Alter von fünf Jahren in den Bergwerken arbeiten und wurden oft für fünf Pfund als Kaminkehrer »verkauft«.

Maultiere

Ned Carter schlug die Zügel gegen die Flanken der Maultiere, die vor seinen Karren gespannt waren. Er kauerte sich zusammen, denn es war kalt und neblig. »Hep! Hep!«, rief er. »Steht nicht den ganzen Tag dumm im Schlamm herum. Los, bewegt euch!«

Der Kohlewagen ächzte, als die Tiere anzogen. Der Herbst hatte seinen Einzug im Norden Englands gehalten, und es war schon seit einer Woche ungemütlich kalt und feucht. Die schmutzigen Straßen, die von den Kohleminen am Stadtrand von Newcastle zu den Docks des Flusses Tyne führten, waren so schlammig, dass man fast nicht mehr durchkam.



Die Straße nach Newcastle war zudem voll von Leuten, was es noch schwieriger machte, mit den Maultieren durchzukommen. Ned fluchte leise vor sich hin. Papa konnte jeden Augenblick mit einer weiteren Kohleladung vorbeikommen, und wenn er noch nicht durch das Stadttor gekommen war, würde es Ärger geben.

Plötzlich erblickte er ein bekanntes Gesicht auf der anderen Straßenseite. Das Mädchen trug einen großen Korb auf ihren Hüften. Effie! So eine dumme Gans! Warum trug seine Schwester die Wäsche, die Mama gewaschen hatte, im Regen aus? Sie würde klamm und schmutzig werden, bis sie bei den Kunden in der Stadt ankam.

In diesem Moment sah Ned einen großen Jungen auf seine Schwester zulaufen. Er nahm ihr den Wäschekorb ab. Effie blickte ihn schüchtern an, dann gingen sie zusammen in Richtung Markt. Ned fühlte Wut in sich aufsteigen. Dieser eingebilddete Morgan! Er war anscheinend immer noch hinter Effie her. Sie ermutigte ihn aber auch geradezu. Dass sein Vater ein bekannter Händler in Newcastle war, beeindruckte Ned nicht im Geringsten. Als Nächstes würde dieses dumme Ding von einer Schwester noch mit diesem reichen Schnösel durchbrennen und ihn irgendwo heiraten. Sie war erst sechzehn, drei Jahre älter als Ned, aber er kannte Mädchen, die noch jünger geheiratet hatten.

Ohne groß nachzudenken hielt Ned die Maultiere an und zog die Bremse. Er sprang vom Karren. Wo wollten sie hingehen? Er rannte über die schlammige Straße zum Stadttor und bahnte sich einen Weg

durch die Bauern und Händler, die zum großen Marktplatz in Newcastle wollten. Auf der anderen Seite des Tors war die Menschenmenge noch dichter, und Ned befürchtete, dass er seine Schwester und Morgan aus den Augen verlieren würde. Nein, da waren sie noch. Sie hatten sich in einem Hauseingang untergestellt.

Er stand neben ihnen, noch bevor sie ihn gesehen hatten. Er packte Effie am Arm und zog sie aus dem Hauseingang.

»Du Flittchen!«, schimpfte er. Ned war für seine dreizehn Jahre sehr groß und kräftig. Er blickte ihr gerade in die Augen. »Mama arbeitet den ganzen Tag und wäscht, und du stehst hier herum und flirtest mit diesem dämlichen Trottel, während die Wäsche nass wird.«

»He, jetzt ...« protestierte Morgan.

»Lass mich in Ruhe, Ned!«, schrie Effie und riss sich los. Doch da packte er ihr Haar und zog so fest, dass sie beinahe stürzte.

»Ich werde Papa erzählen, was du hier treibst!«, brüllte Ned ihr ins Ohr. »Was sollen wir denn tun, wenn wir die Kunden verlieren, weil sie keine nasse Wäsche haben wollen? Willst du etwa, dass der kleine Pip ins Bergwerk muss? Oder willst du etwa selbst in den Minen arbeiten? Du bist total eigensüchtig!«

Effies Fingernägel zerkratzten sein Gesicht. Er ließ ihr Haar los, und sie gab ihm einen Schubs. Ned verlor den Halt und stolperte zu Boden. Als er aufblickte, verschwanden Effie, Morgan und der Wäschekorb gerade um die Ecke.

Ned rappelte sich auf und merkte, dass er seine Kappe verloren hatte. Er sah die Straße hinauf und hinunter und entdeckte sie schließlich, wie sie von einem vorbeifahrenden Wagen ein Stück mitgerissen wurde.

Er hatte sie gerade aufgehoben, als er einen so heftigen Schlag bekam, dass er wieder zu Boden fiel. Dann wurde er an seinem Hemdkragen nach oben gezogen.



»Was geht hier vor?«, brüllte sein Vater. »Was soll das, dass du den Kohlewagen auf der Straße einfach allein stehen lässt? Ich werde dich wieder in den Schacht stecken, schneller als du gucken kannst, wenn das noch einmal passiert, du Nichtsnutz!«

»Aber, Papa ...!«, protestierte Ned schwach. Dann sah er die triumphierenden Blicke der Umstehenden auf sich gerichtet und schwieg gedemütigt. Er ging zurück durch das Stadttor zu seinem Kohlewagen; sein Vater folgte ihm breitschultrig und grimmig dreinblickend auf den Fersen.

Ned kletterte auf den Karren, trat die Bremse mit dem Fuß los und trieb die Maultiere an, bevor sein Vater noch ein Wort sagen konnte. Neds Wut über Effie war verflogen, doch an ihre Stelle war eine nagende Angst getreten. Angst nicht vor den Schlägen, die er an diesem Abend bekommen würde, sondern Angst um seinen kleinen Bruder Pip.

Pip war im Frühling fünf geworden. Bisher war nicht davon die Rede gewesen, ihn in die Minen zu schicken, um ihn dort arbeiten zu lassen. Ned selbst war erst fünf Jahre alt gewesen, als sein Vater ihn in die Kohlebergwerke geschickt hatte, um als »Maulwurf« zu arbeiten. Er würde nie diese Angst vergessen, als er zum ersten Mal in den engen Schacht krabbeln musste mit einem Seil um den Knöchel, damit man ihn wieder zurückziehen konnte; die Dunkelheit war so furchterregend, dass er kaum zu atmen gewagt hatte.

Sieben Jahre lang hatte Ned in den Minen gearbeitet. Er musste vor Sonnenaufgang mit seinem Vater aufstehen und über die Brücke gehen, die Gateshead südlich des Flusses mit Newcastle im Norden verband. Wenn sie an das Stadttor kamen, erblickten sie immer schon den Strom von Männern und Jungen, die Kohle förderten – das schwarze Gold Englands.

Jeden Tag musste er mit seinem Vater arbeiten. Er füllte die Eimer, während sein Vater die Kohle mit einem Pickel heraushackte. Er räumte Steine aus dem Weg und grub Stollen, die immer tiefer in der Erde verliefen, und musste die Karren beladen. Mehr als einmal waren sie Unfällen oder sogar dem Tod entkommen, wenn ein Schacht einbrach oder überflutet wurde, oder wenn ein Maultier ausrutschte und ein schwer beladener Wagen umkippte. Ned und sein Vater hatten eine stillschweigende Übereinkunft, dass sie von diesen gefährlichen Ereignissen niemals zu Hause erzählten.

Vor einem Jahr nun war sein Vater zum Meister befördert worden, und Ned musste lernen, Maultierkarren zu fahren. Er mochte diese Arbeit, schwere Kohlewagen zu den Docks zu fahren, wo die Kohle erst auf kleine Boote und dann auf Schiffe verladen wurde, die in der Mitte des Flusses ankerten.

Ja, Ned hatte überlebt – aber Pip war anders als er. Der kleine Bruder war nie besonders stark gewesen und sah viel jünger aus als andere Kinder in seinem Alter. Er war ein Träumer, sang gerne kleine Liedchen vor sich hin und dachte sich Geschichten aus, während er still in einer Ecke saß. Pip würde in den Minen niemals überleben können.

Der Wagen gab ein knarrendes Geräusch von sich. Ned wurde aus seinen Gedanken gerissen. Die Maultiere waren beim Abstieg zu den Docks angekommen, die wie Finger in den Tyne hineinragten. Ned griff die Zügel fester. »Ganz ruhig, Bessie. Schön langsam, Ben«, redete er ruhig auf die Tiere ein,

während sie einen sicheren Stand in dem Schlamm suchten.

Auf halbem Wege rutschte Bessie plötzlich und ging in die Knie. Ben, das andere Maultier, wieherte ängstlich und zog zurück, als wollte es seiner »Gefährtin« im Gespann zu Hilfe kommen. Der Wagen neigte sich zur Seite, und Ned griff nach der Bremse, um ein Umkippen zu verhindern. In diesem Moment rasselte Bessie sich wieder hoch, und der Wagen stand wieder aufrecht auf dem schmalen Weg. Sie fuhren weiter vorsichtig zu den Docks hinab.

Ned stieß einen erleichterten Pfiff aus. *Ich wünschte, der Regen würde endlich aufhören, damit die Straße trocken würde, dachte er. Das nächste Mal geht es vielleicht nicht so gut aus.*

Gefährlicher Abstieg

Als Ned am nächsten Morgen erwachte, tropfte es durch die Zimmerdecke, der feine Nieselregen hatte also noch nicht aufgehört. Es war noch dunkel, aber er konnte seine Mutter erkennen, die sich über das Herdfeuer beugte und in einem Topf rührte. Ned krabbelte von der Strohmattatze, die er mit Pip teilte, und ging zum Nachttopf, der hinter dem Vorhang in einer Ecke stand. Danach knöpfte er die Ärmel seines Hemdes zu und setzte sich an den Tisch auf die Bank.

Louisa Carter stellte eine große, dampfende Schüssel mit Haferbrei in die Mitte des Tisches und reichte Ned einen Löffel. »Iss, Junge!«, sagte sie und berührte ihn kurz an der Schulter. »Nur noch ein Tag bis zum Ruhetag.«

Ned betrachtete die große Schüssel. Wieder Haferbrei. Seit er denken konnte, gab es zum Frühstück immer nur Haferbrei. Er blickte auf dem Tisch herum, nicht einmal Milch war da. Wenigstens gab es manchmal welche.

Er erinnerte sich an die Eier, die ihnen jemand zum letzten Weihnachtsfest geschenkt hatte. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, wenn er an das köstliche goldene Eigelb dachte, das sich in dem gekochten, heißen Ei verbarg. *Ich wette, dieser eingebildete Morgan hat jeden Tag Eier zum Frühstück*, dachte er mürrisch.

Sein Vater setzte sich auf die Bank an der anderen Seite des Tisches, tauchte seinen Löffel in die gemein-

same Schüssel in der Mitte und schob ihn in den Mund. »Iss«, grunzte er Ned an. »Es ist noch nicht Sonntag. Wir müssen unseren Tageslohn noch verdienen.«

Effie erschien am Tisch, gefolgt von der zehnjährigen Flora, zerzaust und gähnend. Kurz darauf kroch auch die sieben Jahre alte Dolly mit dem Baby Gilda im Arm auf die Bank.

»Pip!«, bellte Dob Carter. »Willst du immer der Letzte sein? Zeit für das Frühstück!« Einen Augenblick später kniete sich Pip unberührt von den Schimpfereien seines Vaters neben ihn auf die Bank und tauchte seinen Löffel in den Brei.

Der Haferbrei füllte Neds Magen und wärmte ihn von innen. Er beobachtete seine Mutter, wie sie Gilda zu sich nahm, die jetzt fast zwei Jahre alt war, und sich auf einen Stuhl neben dem Feuer setzte, um sie zu stillen. Seine Mutter war blass und sah im Feuerchein abgemagert aus.

»Papa, Mama sieht nicht gut aus«, sagte Ned über den Tisch. »Sag den Mädchen, sie sollen heute für sie die Arbeit tun und Mutter ausruhen lassen!«

»Kümmere dich um deinen Kram«, murmelte Effie vor sich hin.

Dob Carter sah zu seiner Frau hinüber. »Lou?«

Louisa Carter war einen Augenblick lang still. Dann seufzte sie: »Mir geht es gut. Mir macht nur der Schnupfen noch etwas zu schaffen.«

Neds Vater stand vom Tisch auf und zog sich Jacke und Mütze an. Er legte seine schwere Hand auf Pips schmale Schulter. »Du hilfst deiner Mama und den



Mädchen, hörst du! Du musst lernen, wie man hart arbeitet.« Pip mit dem Mund voll Haferbrei blickte seinen Vater an und nickte.

Ned nahm den Korb mit dem Brot und den kalten gekochten Kartoffeln, den seine Mutter für das Mittagessen gepackt hatte. Es war jeden Tag dasselbe. Als er zur Tür ging, rempelte Effie ihn absichtlich an.

»Kümmere du dich um deine Angelegenheiten und hör auf, über mich zu bestimmen«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Ich bin die Älteste hier, denk dran.« Dann lief sie weiter und begann, den Frühstückstisch abzudecken.

Ned blickte seiner Schwester nach, dann eilte er aus der Tür seinem Vater nach. Der graue Himmel wurde langsam heller. Als sie die engen Straßen von

Gateshead zur Brücke über den Tyne entlangliefen, bemerkte Ned, dass es nicht mehr wirklich regnete, sondern ein schwerer Dunst in der Luft hing, als ob die Erde aus allen Poren schwitzte.

Sie trafen die anderen Männer und Jungen, die aus einem lang gestreckten Holzhaus kamen – einer Bergarbeiterbaracke. Auch die Familie Carter hatte in einer dieser Baracken gelebt. Es gab einen großen Raum, und alle paar Meter war dieser unterteilt für jede Familie. Keiner hatte Platz für sich allein, Männer, Frauen und Kinder kochten, aßen, schliefen, bekamen Babys, weinten, lachten, spielten, stritten – alle zusammen in diesen Drecklöchern.

Ned erinnerte sich daran, wie froh seine Mutter war, als sein Vater genug Geld zusammenkratzen konnte, um eine Zweizimmerwohnung zu mieten, nachdem Pip geboren wurde. Von seinen acht Geschwistern hatten nur fünf überlebt. Als sie sich von Pips Geburt erholt hatte, musste seine Mutter eine Arbeit annehmen. Sie wusch die Wäsche der Händler in Newcastle, sonst hätten sie die Miete nicht weiter bezahlen können. Das winzige Häuschen war oft voll von der Wäsche, die an feuchten Tagen zum Trocknen beim Feuer hing. Doch sie waren damit zufrieden; es schien ihnen wie ein Palast, nachdem sie in den Baracken gelebt hatten.

Dann wurde seine Mutter wieder schwanger. Es war eine schwierige Schwangerschaft, und Ned glaubte, dass seine Mutter sich nie wieder richtig erholen würde, nachdem Gilda geboren war. Sie schien ständig müde zu sein oder zu frieren. Doch Mama und die Mädchen nahmen weiter die Wäsche anderer

Leute, es blieb keine Wahl. Ned beobachtete häufig, wie sein Vater die Mutter besorgt ansah, doch Dob Carter sagte nur selten etwas. Keiner – am wenigsten Louisa Carter – wollte in die Baracke zurück.

Als der lange Zug der Bergarbeiter über die Brücke trottete, versammelte sich eine Menschenmenge am Stadttor von Newcastle. Ned streckte seinen Hals, um zu sehen, was da vor sich ging.

»Da steht ein Mann auf einer Kiste und spricht zu allen«, sagte Ned. »Was ist da los, Papa?« Sie hielten einen Augenblick an, erfreut über die kleine Abwechslung in dem üblichen morgendlichen Ablauf.

Die Menge stieß sich an und johlte. Ned musste genau hinhören, wenn er verstehen wollte, was der Mann sagte. Schließlich gelang es ihm, einige Sätze aufzuschnappen.

»Vielleicht seid ihr alle ehrliche Männer, gute Menschen, die freundlich zu ihrer Familie und den Nachbarn sind«, sagte der Mann auf der Kiste gerade. »Vielleicht geht ihr jede Woche in die Kirche und haltet alle Gebote. Das ist schon etwas, dann seid ihr fast Christen. Aber was meint Gott, wenn er fordert, wir sollen Gott lieben von ganzem Herzen und glauben...«

»Ah! Wieder so ein Prediger«, murmelte sein Vater und spuckte angewidert aus. »Religion ist nur was für die Reichen.« Er nahm Neds Arm und zog ihn von der Menge weg.

Ned zuckte zusammen und folgte seinem Vater. Er machte sich nichts aus solchen Sachen und vergaß bald diesen Fremden auf der Kiste. Seine Gedanken

wanderten zurück zu seiner Mutter, die so erschöpft am Feuer gesessen hatte. Was wäre, wenn Mama krank würde? Oder wenn Effie wirklich mit diesem eingebildeten Händlerssohn durchbrannte? Die kleinen Mädchen würden nie mit den schweren Wäschestücken fertig werden. Wie lange konnte Papa es sich noch leisten, den kleinen Pip zu Hause zu behalten?

Neds Gesicht verfinsterte sich. Was auch geschehen mochte, er würde darum kämpfen, dass sein kleiner Bruder nicht in die Mine musste.

Während er noch darüber nachgrübelte, war er beim Bergwerk angekommen. Die Maultiere waren unruhig und erforderten die ganze Aufmerksamkeit, um die schwere Ladung zu den Docks zu bringen. Der Morgennebel war immer dichter geworden, sodass Ned kaum die Straße vor Bessie und Ben erkennen konnte.

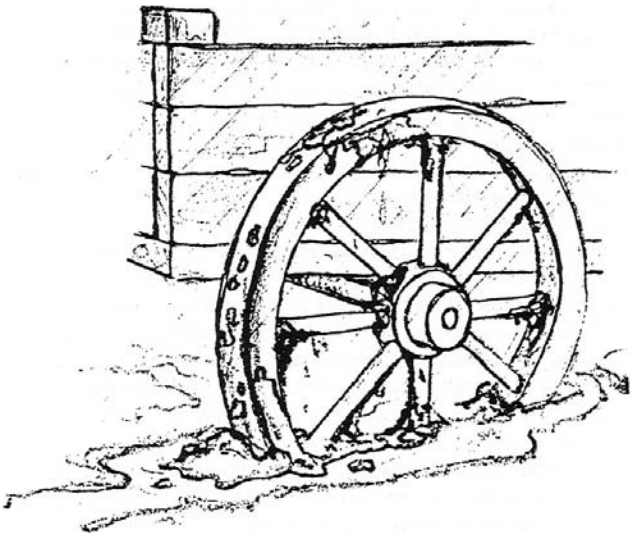
Er hatte Angst, als er die schlammige Straße zu den Docks hinunterfuhr. Tiefe Furchen hatten sich gebildet. Nur mit viel Geschrei und Zügelziehen konnte er die Tiere von der gefährlichen Mitte fern halten. Endlich erreichte er die Docks.

»Fahr rückwärts ran!«, schrie einer der Dockarbeiter. Grimmig führte Ned die Maultiere rückwärts. Es war schwierig, im Nebel zu erkennen, wie weit er fahren sollte. Ein Stückchen zu weit, und er, sein Karren und die Maultiere lagen im Wasser. Doch schließlich ragte der Karren über das Ende des Docks. Schnell schaufelten die Dockarbeiter die gesamte Ladung in das Boot und winkten ihm, er sollte weiterfahren. Erleichtert fuhr Ned davon und machte sich auf den Rückweg.

Er kam an seinem Vater vorbei, der darauf wartete, mit seiner Ladung Kohle nach vorne fahren zu können. Dob Carter nickte ihm zu. Ned musste innerlich lächeln; sein Vater schien seinen Zorn von gestern vergessen zu haben, als er den Kohlewagen einfach hatte stehen lassen. Nun, es würde nicht wieder vorkommen. Doch dieser Morgan wäre gut beraten, wenn er Effie in Ruhe lassen würde.

Als er den Hügel hinauffuhr, musste er sich auf der Seite halten, die zum Fluss abfiel. Er wollte nicht zu nahe an den Rand kommen, daher fuhr er so dicht er konnte an der mittleren Furche entlang. Auf halbem Weg jedoch begann der Wagen seitlich in die Furche zu rutschen.

»Hüh! Hüh!«, schrie Ned und schlug die Zügel. »Zieht los!« Bessie und Ben legten sich ins Geschirr, doch der Wagen glitt immer weiter ab, bis das rechte



Hinterrad tief in der Furche steckte. Die Maultiere stampften und zogen, doch der Wagen wurde immer langsamer und kam schließlich zum Stehen.

Ned stieß einen Schwall von Flüchen aus. Er steckte fest. Er sprang von dem leeren Wagen und starrte auf das Rad, das fast bis zur Nabe im Schlamm steckte. Er warf einen Blick hinunter zu den Docks, doch sie blieben im Nebel verborgen. In der Zwischenzeit würde der Wagen seines Vaters fast von den Dockarbeitern abgeladen sein, und er konnte jeden Augenblick die Straße hinaufkommen. Eilig ließ er sich zu Boden fallen und begann den Schlamm mit den Händen vom Rad zu schaufeln.

Der zähe Lehm schien sich geradezu an den Speichen festzuklammern, doch nach kurzer Zeit hatte Ned das meiste weggeräumt. Ein anderer Fahrer, der den Hügel hinunterkam, sah Ned in seiner misslichen Lage und bot ihm seine Hilfe an. Der Mann stemmte sich gegen den Wagen, während Ned auf den Sitz zurückkletterte.

»Hüh!«, schrie er den Maultieren zu.

Bessie und Ben zogen und zerrten, einen Moment lang passierte gar nichts. Dann war plötzlich das Rad frei, und der Wagen machte einen solchen Satz nach vorne, dass Ned zurückfiel. Er stieß mit dem Kopf hart an eine Seite des Wagens, als er hinunterfiel. Ein scharfer Schmerz durchfuhr seinen Arm. Dann wurde alles schwarz um ihn.

Keine Arbeit – kein Lohn

Ned! Ned! Hörst du mich?« Es war die Stimme seines Vaters, die er weit weg hörte.

Ned öffnete die Augen. Zwei besorgte Gesichter beugten sich über ihn. Er lag im Schlamm neben dem Rad des Karrens. Dann erinnerte er sich: Er war heruntergefallen.

Verlegen rappelte er sich hoch, um sich aufzusetzen, doch ein stechender Schmerz durchfuhr seinen rechten Arm und ließ ihn stöhnend zurückfallen.

»Das wird wieder, Dob«, meinte der Mann, der angehalten hatte, um Ned zu helfen. »Das Rad da ist ihm über den Arm gerollt – besser du lässt den Jungen untersuchen. Aber ich glaube, der Rest des Kerlchens ist in Ordnung.«

Ned wurde von den starken Armen seines Vaters aus dem Dreck gehoben. »Jenkins, hilf mir, ihn auf den Wagen zu legen.« Sie legten ihn vorsichtig hinten auf den Karren. Die kleinen, spitzen Kohlestückchen, die noch im Wagen geblieben waren, blieben an dem feuchten Schlamm sofort hängen. Unter Schmerzen schob sich Ned weiter, bis er sich an eine Seitenwand lehnen konnte.

Sein Vater kletterte auf den Fahrersitz und schlug die Zügel gegen die Flanken der Maultiere. Der Kohlewagen rumpelte los. Oben auf dem Hügel angekommen, fuhren sie durch das Stadttor von Newcastle und bogen dann zur Brücke nach Gateshead ab. Ned verstand, dass sein Vater ihn nach Hause bringen wollte.

Er bewegte seinen Kopf von einer Seite zur anderen. Autsch! Er hatte eine dicke Beule an der Stelle, wo er gegen den Wagen gefallen war. Er beugte erst ein Bein, dann das andere, dann den linken Arm: Es war alles heil. Aber sein rechter Arm hing kraftlos herunter.

Er betrachtete den breiten Rücken seines Vaters, während sie schweigend weiterfuhren. Ned machte sich Sorgen. Wie sollte er jetzt den Wagen lenken? Was war mit seinem Arm los? War sein Vater böse auf ihn, weil er zu unvorsichtig gewesen war? Mutlos bedachte Ned, was für ein Unheil er angerichtet hatte. Er war nicht nur unfähig, den Rest des Tages zu arbeiten, sein Vater musste obendrein noch seinen eigenen Wagen im Stich lassen, um ihn nach Hause zu bringen.

Der Kohlewagen mit seinem angeschlagenen Passagier kam vor dem Haus der Carters an. Pip und die jüngeren Mädchen rannten nach draußen, überrascht, dass ihr Vater mitten am Tag heimkam. Louisa Carter und Effie folgten ihnen.

»Ned hat sich verletzt«, sagte Dob Carter grimmig und half Ned vom Wagen. Seine Mutter nahm ihn in den Arm. Dob kletterte zurück auf den Sitz und beugte sich zu seiner Frau hinunter. »Tu, was du kannst für ihn, Lou – aber gib kein Geld für den Doktor aus. Es geht nicht um Leben oder Tod.«

Als der Kohlewagen davonfuhr, begleitete Louisa Carter ihren Sohn ins Haus. Die Luft war feucht von der nassen Wäsche, die überall zum Trocknen hing. Er setzte sich auf seine Strohmattze, während seine Mutter vorsichtig seinen Arm betastete. Sie be-

wegte ihn leicht im Schultergelenk, dann am Ellenbogen.

»Deine Hand schwillt an«, sagte sie. »Ich glaube, das Handgelenk ist gebrochen.« Sie schickte Pip mit einem Eimer zum Brunnen, um kaltes Wasser zu holen, und befahl Ned, seine Hand hineinzuhalten, während sie einen Verband zurechtmachte.

Währenddessen beugte sich Effie zu ihm hinüber, die Hände in die Hüften gestützt. »Ist das nicht komisch«, sagte sie. »Jetzt kann unser Größter nicht mehr arbeiten.«

»Halt die Klappe!«, zischte er. Er fühlte sich schon schlecht genug ohne Effies Spott.

Ned beobachtete seine Mutter, als sie seine Hand mit einem Stoffstreifen verband, der mit einem dicken Brei bestrichen war. Ihm gefiel ihr blasses, abgearbeitetes Gesicht überhaupt nicht. Ihre Augen leuchteten ungewöhnlich hell.



»Mama ...?«

»Pscht!«, sagte sie scharf, legte seinen Arm in eine Schlinge und band sie um seinen Hals. »Ich habe genug zu tun, auch ohne eine Menge Fragen zu beantworten. Jetzt bleibst du hier und hältst deinen Arm ruhig, bis der Verband hart geworden ist, verstanden?«

Ned legte sich auf seiner Matte zurück. Der pochende Schmerz und die warme, feuchte Luft ließen ihn in einen Dämmerzustand fallen. Immer wieder kamen ihm Bilder in den Sinn: die Maultiere, die sich ins Geschirr legten, ... der Schlamm, in dem er fast unter dem Wagenrad gelegen hatte, ... Hemden und Laken, die geisterhaft in der Stube hingen, ... die kleine Gilda, die seinen Kopf streichelte, ... Waschkübel, die ständig geleert und wieder gefüllt wurden, ... das Auf und Ab der vertrauten Stimmen um ihn herum.

* * *

Plötzlich schreckte Ned hoch. Die Silhouette seines Vaters hob sich gegen das Feuer auf der Feuerstelle ab. Er kehrte ihm den Rücken zu.

»Handgelenk gebrochen, sagst du? Dieser Tollpatsch!« Sein Vater schlug seine Kappe gegen die durch die Kohle schwarzen Töpfe. »Das sind dann ungefähr zwei, vielleicht sogar drei Wochen, bis er wieder einen Karren fahren kann? Was? Sechs?«

Ned konnte die gemurmelte Antwort seiner Mutter nicht verstehen. Doch sein Vater lief unruhig vor dem Feuer hin und her.

»Wenn er nicht arbeiten kann, bekommt er auch keinen Lohn. Ich weiß nicht, wie wir das schaffen

sollen, Lou. Ich werde Pip mit zum Arbeiten nehmen müssen.«

»Nein!« Mutters Stimme klang scharf.

Ned rappelte sich so gut er konnte mit einem Arm von seiner Matratze hoch. »Nein, Papa!«, sagte er energisch. »Mein Arm ist bald wieder besser. Ich werde die Maultierkarren fahren können, bevor du noch bis drei zählen kannst.«

Dob Carter drehte sich um und starrte ihn an. »Ganz richtig! Du wirst bald wieder arbeiten! Aber es spielt keine Rolle, ob es schon morgen sein kann oder erst nächste Woche. Wir schaffen es nicht! Und das Leben dieser Familie hängt am seidenen Faden.«

Louisa Carter weinte. »Nicht in die Minen, Dob! Nicht Pip. Er ...«

»Ich habe nichts von den Minen gesagt, oder?«, gab Neds Vater bissig zurück. »Ich habe da einen Plan, muss mal sehen, was sich machen lässt. Aber hör auf zu weinen und zu betteln, Lou. Was geschehen ist, ist geschehen und lässt sich nicht mehr ändern.« Damit setzte Dob Carter seine Kappe wieder auf und stürmte aus dem Haus. Er hinterließ eine Totenstille.

Effie trug das Mittagessen auf: trockenes Brot und Kartoffelsuppe mit ein wenig gesalzenem Schweinefleisch, Karotten und Kohlrüben. Ned aß vorsichtig mit der linken Hand, was Gilda und Dolly zum Lachen brachte. Pip beobachtete ihn mit weit aufgerissenen Augen. Ned blickte stumm vor sich hin.

Die Mutter rührte das Essen nicht an und verschwand in den kleinen Nebenraum, der den Eltern und dem Baby Gilda als Schlafraum diente. Die Kin-

der außen schweigend weiter. Erschöpft von der Anstrengung ging Ned zu seiner Matratze zurück und fiel in einen tiefen Schlaf.

Er erwachte, als Effie ihn an der Schulter rüttelte. »Ned! Ned! Wach auf! Papa ist nicht nach Hause gekommen, und Mama ist krank.«

Ned war sofort hellwach. Er sah Pip, der sich zu seinen Füßen zusammengerollt hatte und schlief, einen Zipfel der Decke um seinen schwächtigen Körper gewickelt. Das Feuer war heruntergebrannt, nur einige wenige Kohlestückchen glühten noch. Ned setzte sich auf und stieß einen kleinen Schrei aus, als der Schmerz ihn durchfuhr, dann folgte er Effie in den kleinen Raum. Eine Kerze flackerte auf dem kleinen Tisch. Louisa Carter lag auf dem Bett, warm zugedeckt mit einer Decke, zitternd vor Schüttelfrost und das Haar nass vor Schweiß.

»Eu ... euer Vater«, sagte sie mit klappernden Zähnen. »Er ist nicht nach Hause gekommen. Es ist bestimmt etwas passiert. Sucht ihn, bitte!«

»Fieber«, flüsterte Effie Ned zu.

Ned beugte sich über seine Mutter und strich ihr mit der linken Hand übers Haar. »Ich werde ihn suchen, Mama. Mach dir keine Sorgen.« Er ahnte bereits, wo er seinen Vater finden würde.

»N ... nicht allein ... geht zusammen. Du und Effie, ihr müsst ihn finden.«

Effie weckte die zehnjährige Flora, damit sie sich an das Bett ihrer Mutter setzte, und zeigte ihr, wie sie ihr das Gesicht mit einem kalten Lappen abwischen sollte. Ned schlüpfte in seine Jacke und ließ den rech-

ten Ärmel herunterhängen, während Effie einen Schal umlegte. Dann machten sie sich leise auf den Weg in die Nacht.

»Schau. Die Sterne stehen am Himmel«, sagte Effie.
»Vielleicht ist das ein gutes Zeichen.«

Ned grunzte. Es konnte eigentlich nicht schlimmer kommen. Mama war krank, sein Arm tat ihm sehr weh, Papa drohte, Pip zum Arbeiten zu schicken, und war selbst wahrscheinlich total betrunken. Sie liefen so schnell sie konnten durch die dunklen Straßen. Effie hielt sich an dem leeren Ärmel fest, um hinterherzukommen.

Sie bogen in eine enge Gasse in der Nähe des Flusses und standen vor einem Wirtshaus, aus dem Gelächter zu hören war und Licht leuchtete. Ein verwittertes Schild hing über der Tür: »Petes Kneipe«. Effie blieb zurück, doch Ned ging in den verrauchten Raum und blickte sich um.



»He, Carter!«, hörte er eine Stimme. »Da ist dein Junge.«

Köpfe drehten sich zu ihm um. Ned ließ seine Augen umherschweifen, aber er entdeckte nicht sofort das Gesicht, nach dem er Ausschau hielt. Dann reckte sich eine zusammengekauerte Gestalt halb über einen Tisch in einer Ecke.

»Was für ein Junge? Ich habe keinen Jungen. Ich habe sie alle am Fluss verkauft. Jetzt bin ich reich ... He, Pete! Noch eine Runde.«

Es war sein Vater, sturzbesoffen.

»Natürlich hast du das, Carter!« Einige der Männer brüllten vor Lachen. »Aber dieser hier ist zurückgekommen. He, und dein Mädchen auch. Ist sie nicht ein niedliches Ding?«

Effie war Ned in das Wirtshaus gefolgt, jetzt wünschte sie, sie hätte es nicht getan. Doch Ned packte sie am Arm und zog sie hinüber zu ihrem Vater.

»Papa, du musst mit uns heimkommen. Mama ist krank«, sagte Ned eindringlich. Er versuchte, seinem Vater auf die Beine zu helfen. »Los, komm!«

»Krank, sagst du?« Dob Carter blickte seine beiden Ältesten mit leeren Augen an. »Aber ...«

»Ja, Papa!«, meinte Effie. »Sie hat Fieber. Sie braucht dich.«

Der Wirt half ihnen, den Vater aus seiner Ecke zu holen, und brachte sie zur Tür. Er war betrunken und lehnte sich schwer auf Neds Schultern. Es tat sehr weh, und Ned versuchte das Gewicht zu verlagern. Zu dritt stolperten sie durch die Nacht bis zu dem kleinen Haus, in dem sie wohnten.

Der »kleine Riese«

Dob Carter erwachte aus seinem Rausch erst am nächsten Tag gegen Mittag. Es war ein Sonntag. Als Ned seiner Mutter gesagt hatte, dass Papa zu Hause war und beim Feuer schlief (einfach zusammengesunken auf dem Fußboden, um genau zu sein), war auch sie in einen friedlichen Schlaf gefallen.

Als der Vater endlich aufstand, war er völlig verwirrt. »Lou? Krank? Warum habt ihr mich nicht geweckt?« Er stand noch ein wenig wacklig am Bett seiner Frau. Den ganzen Nachmittag blieb er bei ihr, wischte ihr Gesicht regelmäßig mit einem kalten Lappen ab und gab ihr schlückchenweise zu trinken. Die Kinder – unter Neds und Effies Aufsicht – hielten das Feuer in Gang, erledigten die Hausarbeit, brachten das Essen auf den Tisch und trösteten die kleine Gilda, die zu ihrer Mutter wollte. Effie versuchte, die kleineren Kinder nach dem Essen nach draußen zu schicken, damit sie in der Sonne ein wenig spielten, die endlich durch die grauen Septemberwolken drang. Aber weil sie sich um ihre Mutter sorgten, setzten sie sich nur lustlos auf die Stufen vor der Haustür.

Es dämmerte bereits, als Dob Carter schließlich aus dem kleinen Schlafzimmer herauskam und sich ans Feuer setzte. »Das Fieber ist gestiegen«, sagte er müde. Er saß eine ganze Weile da und starrte in die Flammen.

Ned lag auf seiner Matratze, er war erschöpft von seinem Unfall und der nächtlichen Suche nach seinem Vater. Alles schien schief zu gehen, er war müde, und sein Arm schmerzte sehr.

Am nächsten Morgen – Montag – erwachte er zur üblichen Zeit vor Sonnenaufgang. Einen Augenblick lang erwartete er die raue Stimme seines Vaters, die ihm sagte, dass es Zeit wäre, zur Arbeit zu gehen; doch dann erinnerte er sich. Er konnte keinen Wagen lenken oder irgendetwas anderes in der Mine tun – und das noch einige Wochen lang.

Ned ließ sich von der Matratze gleiten, um Pip nicht zu wecken, und schlüpfte aus der Tür in die feuchte Morgendämmerung. Er war unruhig und fühlte sich schuldig. Er musste irgendwo hingehen ... etwas tun. Er wollte nicht »herumhängen«, wenn sein Vater allein im Bergwerk arbeiten musste. Außerdem war Mama krank ... wenn es doch nur etwas gäbe, was er tun könnte!

Er bemerkte plötzlich, dass er die übliche Strecke über die Brücke und durch das Stadttor von Newcastle ging. Doch statt zur Mine abzubiegen, ging Ned querfeldein, Wildblumen standen am Weg, feucht vom Morgentau. Irgendwo bellte ein Hund, ein anderer antwortete. Dann hörte er das Gackern einer Henne.

Ned lief das Wasser im Munde zusammen. Eier! Das war's. Er würde ein paar Eier beschaffen und sie Mama zum Frühstück mitbringen. Würde es ihr dann nicht gleich besser gehen? Er würde sich etwas ausdenken müssen, wie er sie bekommen hatte; sie

würde wahrscheinlich durchdrehen, wenn sie erfuhr, dass er sie gestohlen hatte.

Als der Plan gefasst war, kletterte Ned vorsichtig über den Zaun und ging hinüber zum Bauernhof. Er vergaß beinahe seinen schmerzenden Arm, der in einer Schlinge vor seiner Brust hing, als er zu einem der Heuhaufen kroch. Dorthin legten Hennen gern ihre Eier.

Er fuhr erschreckt zusammen, als ein Hund dicht hinter ihm bellte. Doch überraschenderweise kam das Tier mit dem Schwanz wedelnd auf ihn zu und winselte freundlich. Ned kraulte die weichen Ohren, dann griff er in ein Loch im Heu. Hurra! Er zog ein warmes Ei heraus und verbarg es in der Schlinge, die seinen verletzten Arm hielt.

Zwei Eier ... drei ... vier ... dann begegnete er einer Henne, die mit dem Schnabel nach ihm hackte und aufgeregt zu gackern begann. Er konnte sowieso nur vier Eier tragen. Er streichelte dem Hund noch einmal schnell über den Kopf, dann rannte er geduckt über das nasse Gras, kletterte über den Zaun und lief zurück zur Stadt.

Die vier Eier vorsichtig in beiden Händen tragend, trottete Ned heimwärts. Es war inzwischen hell geworden. Der Himmel war zwar noch bedeckt, doch die Wolken standen hoch; vielleicht würden sie heute mehr Sonnenschein bekommen. Sein Vater war jetzt bestimmt im Bergwerk, aber er musste dennoch aufpassen, es könnte ja sein ...

Als Ned sich der Brücke näherte, sah er, dass eine Menschenmenge sich wieder am Stadttor versam-

melt hatte. War da schon wieder dieser verrückte Prediger? Ned mischte sich unter die Menschen. Aber sicher! Und wie klein dieser Mann war! Er war nicht größer als Ned. Der Mann stand auf einer Kiste, um von den Leuten gesehen zu werden, und selbst dann überragte er sie kaum.

Ned drückte sich näher an ihn heran. Sollten Prediger nicht eigentlich in einer Kirche predigen? Nicht, dass er jemals in einer Kirche gewesen wäre; sein Vater sagte immer, dass Kirchen nichts für arme Leute wären.

»Gottes Geschenk der Erlösung ist für Reiche und Arme«, sagte er gerade. Für einen so kleinen Mann hatte er eine ganz schön laute Stimme.

»Sagen Sie das mal den Reichen, Mann!«, schrie jemand in der Menge.

»Jawohl!«, stimmte ein anderer zu. »Sie tun so, als ob sie ihre Erlösung auf dem Markt gekauft hätten. Warum sonst gehen sie immer in teuren Kleidern sonntags zur Kirche.«

»Aber, guter Mann, es steht in der Bibel«, rief der Prediger. »Jeder von euch, ob Mann, Frau oder Kind, kann das Geschenk von Gottes Erlösung durch den Glauben allein erhalten. Gott liebt euch.«

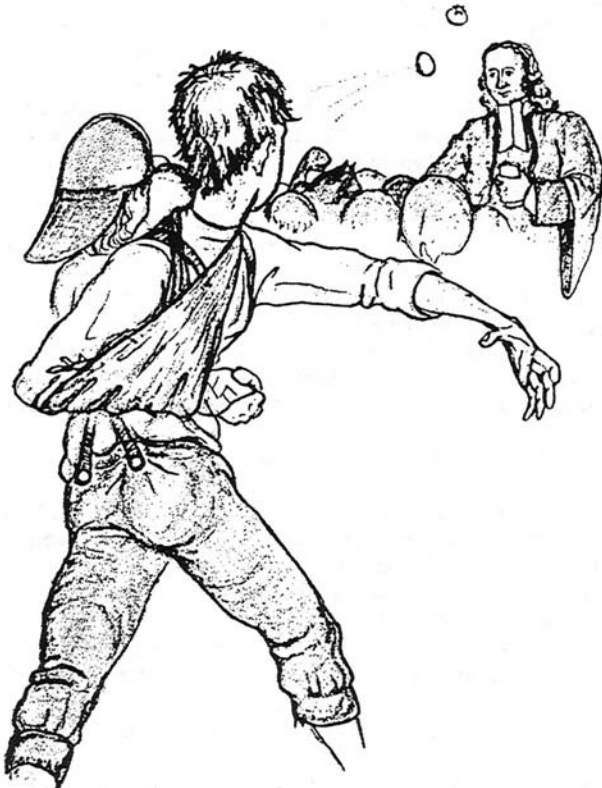
»Oh, natürlich tut er das«, schimpfte der Erste wieder. »Deshalb ist ja auch meine Frau gestorben und hat mir sechs Gören hinterlassen.«

»In den dunklen Gruben zu arbeiten, ist ein weiteres Geschenk, klar doch!«, schrie ein anderer bitter.

»Hier mein Zehnter und eine Spende noch dazu, Pfarrer Wesley!«, rief ein Mann, und ein Stein flog durch die Luft, knapp am Kopf des Predigers vorbei.

»Lieber Mann, Gott kümmert sich um deine Sorgen und Nöte und wird dir die nötige Stärke geben ...« Aber der Mann namens Wesley musste einem rohen Ei ausweichen, das dem Stein folgte. Innerhalb weniger Sekunden war die Luft voller Schreie und Geschosse verschiedenster Art – Steine, Schlamm, Tomaten und sogar Pferdeäpfel.

Der Tumult in der Menge traf Ned gerade in der richtigen Stimmung. Der Mann war unglaublich. Er predigte, dass Gott die Armen und die Reichen gleicher-



maßen liebte! Gott hatte niemals etwas für seine Familie getan – besonders jetzt, wo Mama krank war, Ned nicht arbeiten konnte und Papa sich sinnlos betrank. Ned war so aufgewühlt, dass er nur noch die Eier, die er in den Händen trug, werfen wollte, wie es die anderen taten.

Er holte mit der linken Hand aus und warf eines, das auf der Brust des Predigers zersprang. Ned lachte und war drauf und dran, das nächste Ei zu werfen, doch dann zögerte er. Eier waren zu wertvoll, als dass man sie dafür verschwenden konnte, einen dummen Prediger zu bewerfen, auch wenn es ihm Spaß machte. Widerstrebend nahm er seinen Arm wieder herunter und bahnte sich seinen Weg aus der Menge.

»Wo bist du so lange gewesen?«, schimpfte Effie, als er das Haus betrat. »Was Mama jetzt noch braucht, ist bestimmt noch die Sorge um dich.«

»Ich habe gearbeitet«, sagte Ned langsam und legte die drei verbliebenen Eier auf den Tisch. »Für Mamas Frühstück.« *Und meins*, dachte er.

Louisa Carter saß wieder auf dem Stuhl neben dem Feuer und stillte eine zufriedene Gilda. Sie sah besser aus als gestern, doch ihr Gesicht war immer noch grau. Sie fragte ihn nicht einmal, wo er die Eier her hatte.

Ned blickte sich um. Effie, Flora und Dolly sahen ihn schweigend an. Moment mal, irgendetwas stimmte nicht. ... Wo war Pip?

»Mama!« Ned fiel vor dem Stuhl seiner Mutter auf die Knie. »Wo ist Pip? Hat Papa ihn mitgenommen

in ...?« Er brachte es nicht über sich, die Worte auszusprechen. Er wollte diesen lästigen Verband loswerden und auf etwas draufschlagen. Es war alles seine Schuld! Er konnte nicht arbeiten, und nun hatte Papa Pip mitgenommen.

Louisa Carter schüttelte den Kopf, ihre Lippen zitterten. »Nein, mein Sohn. Er hat ihn nicht mit ins Bergwerk genommen. Aber ... er hat Pip zu einer Arbeitsstelle gebracht – dein Vater hat gesagt, es ist etwas, was Pip gut machen kann.« Tränen liefen seiner Mutter über das Gesicht.

»Was meinst du damit, Mama, was soll das für eine Arbeit sein?«

Seine Mutter legte eine Hand auf seine Schulter. »Dein Vater hat jemanden getroffen, einen Händler aus Newcastle, der Kinder als Kaminkehrer für eine Londoner Firma sucht. Er hat deinem Vater fünf Pfund für Pip geboten. Er wird ihn ausbilden.«

Fünf Pfund! In einem ganzen Jahr verdienten Ned, sein Vater und seine Mutter nur fünfundzwanzig Pfund.

»Aber er kann doch jeden Abend nach Hause kommen, Mama?«

Louisa Carter holte tief Luft. »Nein, das ist das Schlimme an der Sache. Dein Vater sagt, es gibt keinen Ausweg. Pip muss arbeiten wegen deiner verletzten Hand und meiner Krankheit. Und wir sind uns einig, dass Pip nicht für die Mine geeignet ist. Aber dieser Händler sagt, dass er Pip nach London schicken muss.«

»Nein!« Neds Schrei kam tief aus seinem Inneren. Sollte er seinen kleinen Bruder nicht wiedersehen? In seinen schlimmsten Ängsten hatte er sich nie vorstellen können, dass Pip einfach aus seinem Leben verschwinden würde.

Gilda, erschreckt durch Neds Schrei, begann zu weinen. Da zuckte es auch in Dollys Gesicht, und sie warf sich in den Schoß ihrer Mutter.

Ned stand auf und stolperte aus der Tür. Das durfte er nicht zulassen! Er musste Pip finden ... sie würden zusammen weglaufen ... er würde ... er wusste nicht, was er tun würde. Aber eines wusste er: Er musste Pip finden.

Einen Hund gefunden und die Schwester verloren

Ned lief in Richtung Ufer. Was wäre, wenn der Mann Pip schon heute nach London brachte? Sie würden wahrscheinlich mit dem Schiff fahren, denn die Straßen, die nach Süden führten, waren steinig und uneben. Kein Karren und keine Kutsche konnte dort fahren. Nur zu Fuß oder auf einem Pferd konnte man im Norden Englands reisen.

Nachdem Ned die Brücke überquert hatte, mied er die Hauptverkehrsstraße zum Fluss hinunter; er wollte es nicht riskieren, seinem Vater über den Weg zu laufen, der sicher mit seinen Kohleladungen unterwegs war. Stattdessen kletterte er zum Ufer hinunter und stolperte öfter, weil er sich mit dem rechten Arm nicht abstützen konnte. Er lief am Ufer entlang und kam an die Docks. Die Luft war erfüllt vom Gebrüll der Arbeiter, dem Rumpeln der Wagenräder und dem Schnalzen der Peitschen.

Er rannte den ersten hölzernen Steg entlang, dann den zweiten und den dritten. Seine Augen suchten angestrengt einen kleinen Jungen zwischen den Bootsleuten und den Dockarbeitern. Neds Angst wuchs mit jedem Steg, auf dem er Pip nicht fand. Wenn der Mann und Pip nun bereits zu einem der großen Schiffe in der Mitte des Flusses übergesetzt waren? Oder die Straße herunterkamen, während er am anderen Ende der Docks suchte? Er rannte zurück und beobachtete dabei weiter die kleinen Boote,

die an den Docks angelegt hatten. Dabei wäre er beinahe mit zwei Maultieren zusammengestoßen, die einen Kohlewagen zogen.

»Pass doch auf, wo du hinläufst«, rief der Fahrer, »sonst brichst du dir noch den anderen Arm!« Ned zog den Kopf ein und rannte weiter. Er hoffte, dass der Mann ihn nicht erkannt hatte.

Den ganzen Tag lang beobachtete Ned die Docks, doch Pip fand er nicht. Als das letzte Boot abgelegt hatte, ging Ned mit hängenden Schultern und knurrendem Magen nach Hause. War Pip bereits in London? Würde er seinen Bruder jemals wiedersehen?

Dann fiel ihm etwas ein. Vielleicht hatte er Pip nicht gefunden, weil er noch in Newcastle war! Vielleicht unterrichtete der Mann die Jungen, die er als Kaminkehrer ausbildete, hier und brachte sie *dann* nach London. Vielleicht würde sein Bruder heute Abend ja nach Hause kommen, vielleicht sogar so lange, wie die Ausbildungszeit dauerte. Ned schöpfte neue Hoffnung und rannte die letzten Meter nach Hause.

»So! Hier bist du also!«, sagte sein Vater ärgerlich und drehte sich um, als Ned das Haus betrat. »Was soll das, den ganzen Tag deine Mutter allein zu lassen und in der Gegend herumzulaufen? Na?«

Ned blickte sich schnell im Raum um. Der Mut verließ ihn. Pip war nicht da. Da ergriff sein Vater ihn plötzlich am Hemdkragen.

»Ich hätte nicht übel Lust, dich windelweich zu schlagen, gebrochener Arm oder nicht! Dass du keinen Kohlewagen fahren kannst, bedeutet noch nicht, dass du herumrennen kannst, wie es dir gefällt.«

»Dob, bitte ...«, flehte seine Mutter.

»Ich ...«, Ned wollte sich verteidigen, doch er konnte ja nicht sagen, dass er den ganzen Tag nach Pip gesucht hatte. Sein Vater hatte über ihn zu entscheiden, und er würde sehr zornig werden, wenn Ned sich einmischte.

»Es tut mir Leid, Papa«, schluckte Ned. »Ich werde Mama morgen helfen.«

Dob Carter lockerte seinen Griff. »Das will ich dir auch geraten haben«, grummelte er, aber seine Wut schien bereits zu verrauchen. Er setzte sich an den Tisch und zog einen Lederbeutel aus der Tasche. Er legte einige Münzen auf den Tisch.

»Hier, Lou«, sagte er. »Fünf Pfund. Nicht viel, aber mehr, als ein Junge von Pips Größe im Bergwerk verdienen könnte. Und es wird uns gerade jetzt helfen. Vielleicht kommst du so wieder auf die Beine.«

Ned sah, wie seine Mutter die Hand ausstreckte und die Münzen berührte. Dann zog sie die Hand zurück. »Es ist so schwer, ihn gehen zu lassen, Dob ...«, flüsterte sie.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte er. Er stand auf und nahm seine Frau in den Arm; sie lehnte sich an ihn. »So ist es nun mal. Es ist besser als die Grube.«

Als Ned seine Eltern so betrachtete, gab er im Stillen ein Versprechen: Er würde Pip finden, irgendwie, und ihn nach Hause zurückbringen.

* * *

Am nächsten Tag verließ die Mutter zwar das Bett, aber sie war immer noch sehr blass und schwach.

Ned versuchte, so gut er konnte, den Schwestern bei der Wäsche zu helfen. Doch seine unbeholfenen Versuche beim Umrühren der Wäsche in dem großen Topf, beim Auswringen und Aufhängen – und das alles mit einer Hand – fanden ein schnelles Ende.

»Mama! Ned behindert uns mehr, als dass er hilft!«, beschwerte sich Effie, nachdem er ein Nachthemd hatte fallen lassen, das er gerade erst ausgewrungen hatte. »Hast du nicht etwas anderes für ihn zu tun?«

Louisa seufzte. »Ned, warum gehst du nicht ein bisschen mit Gilda spazieren? Die Sonne scheint wieder, und Gilda ist seit Wochen nicht mehr an die frische Luft gekommen. Das wäre mir eine große Hilfe. Hier, nehmt ein paar gekochte Kartoffeln zum Essen mit.«

Ned wollte schon protestieren. Eigentlich hatte er nichts gegen seine kleine Schwester. Aber er hatte gehofft, er könnte eine Ladung fertiger Wäsche zu Kunden in Newcastle bringen und bei der Gelegenheit herumfragen, ob jemand Pip gesehen hatte. Als er noch einmal dar-



über nachdachte, fand er diesen Vorschlag jedoch nicht so schlecht, vielleicht war er damit sogar noch besser dran. Er hatte nämlich noch keine Vorstellung, wie er den schweren Korb mit nur einem Arm tragen sollte. Jetzt konnte er mit Gilda einfach einen Gang durch die Stadt machen.

Ned entdeckte allerdings bald, dass man mit einem zweijährigen Kind nur im Schneckentempo vorwärts kam. Gilda untersuchte jede Pfütze, winkte jedem zu und setzte sich einfach auf den Boden, als sie müde wurde. Sie kamen etwas schneller voran, als Ned sie auf seiner Hüfte trug, aber sie wurde auch bald schwer, und so musste er sie wieder auf den Boden stellen.

Als sie schließlich durch das Stadttor gingen, wurde sich Ned bewusst, dass er gar nicht wusste, wie und wo er nach Pip suchen sollte. Newcastle hatte ungefähr zwanzigtausend Einwohner innerhalb der Stadtmauern, nicht eingerechnet waren die Menschen, die über dem Fluss in Gateshead lebten oder die Bauern, die ihre Lebensmittel zum Markt brachten. Die Hauptstraße war voll von Menschen und Wagen, und Ned, der normalerweise ohne Rücksicht wie ein Pfeil durch die Straßen schoss, befürchtete, dass er Gilda verlieren konnte.

Einer Eingebung folgend zog er Gilda in einen Fischladen. »Wissen Sie, wo man Kaminkehrer ausbildet?«, fragte er den Inhaber.

»Was?«, fragte der Mann, der eine blutige Schürze trug und dabei war, einen Fisch auf einem Holzbrett zu zerschneiden. Er starrte Ned und Gilda mit finsternen Augen an. »Kaminkehrer? Heh, heh, du bist viel

zu groß, und die da ist viel zu klein! Ha, ha!« Der Mann lachte über seinen eigenen Scherz und fuhr fort, seinen Fisch zu zerteilen.

Ned versuchte es in einem anderen Geschäft, doch der dünne junge Händler jagte sie wieder hinaus. »Wenn ihr nichts kaufen wollt, dann raus hier!«

Als sie aus dem zweiten Laden liefen, rannte Ned beinahe einen großen Jungen um, der ihm bekannt vorkam. Ned schaute noch einmal hin. Es war Morgan.

»Pass doch auf, wo du hinläufst«, sagte Morgan. Dann entdeckte er Neds verbundenen Arm und Gilda, die er an der anderen Hand führte. »Habe von deinem Unfall gehört. Ganz schönes Pech.«

Ned starrte ihn nur an und zog Gilda die Straße entlang. »Hey!«, rief Morgan ihm nach. »Wo ist eigentlich deine Schwester? Ich habe sie schon seit einigen Tagen nicht mehr gesehen.«

»Geht dich nichts an!«, rief Ned über die Schulter zurück. Es freute ihn, dass Morgan Effie nicht mehr gesehen hatte. Aber wie hatte der Junge aus der Stadt von seinem Unfall erfahren, wenn er Effie nicht getroffen hatte? Sprach man in der Stadt über ihn? Und was wurde geredet?

Ned versuchte es noch in mehreren Geschäften, aber die Leute waren entweder mit Kunden beschäftigt, oder sie wussten von nichts.

Entmutigt nahm er Gilda wieder auf den Arm und trottete zurück zum Stadttor. Er würde zurückkommen, wenn er nicht auf die kleine Schwester aufpassen musste.

Ohne wirklich darauf zu achten, wo er hinging, wanderte er von der Stadt weg. Gilda schlief an seiner Schulter ein, sodass er sie weitertrug, obwohl sie immer schwerer wurde.

Er war schon eine Weile gelaufen und genoss die Wärme der Sonne auf seinem Rücken, als er hinter sich ein Wimmern hörte. Vorsichtig, um Gilda nicht zu wecken, drehte er sich um. Ein Hund folgte ihnen. Er sah aus wie der Hund, den er getroffen hatte, als er die Eier am Tag zuvor gestohlen hatte, doch dieser hinkte und winselte mitleiderregend.

Ned blickte sich um. Es war niemand da. Vorsichtig legte er seine Schwester auf die Wiese neben der Straße. Sie wachte leicht auf, gähnte, dann kringelte sie sich zusammen und schloss wieder die Augen.

Ned wandte seine Aufmerksamkeit dem Hund zu. »Na du, was ist denn mit deinem Bein passiert?« Der Hund hinkte auf ihn zu, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt. Ned entfernte sich einige Meter von Gilda, um sie nicht zu stören; der Hund folgte ihm. Er streichelte den scheckigen Kopf, dann strich er mit der linken Hand über den ganzen Körper. Manchmal stieß der Hund kleine Schreie aus, als ob Ned eine Wunde oder eine verletzte Stelle berührt hätte. Schließlich fühlte er nach dem Hinterbein, das der Hund vorsichtig in die Höhe hielt. Der Hund knurrte und schnappte nach ihm, dann, als wollte er sich entschuldigen, leckte er die Hand des Jungen.

»Kein Blut«, murmelte Ned. »Du hast dir einen Knochen gebrochen, so wie ich.« Er war überrascht, wie schlecht genährt und knochig der Hund unter seinem dichten Fell war. Gehörte er nicht zu dem

Bauernhof, wo die Eier her waren? Wenn es ein streunender Hund war, würde dies zumindest erklären, warum er nicht Alarm geschlagen hatte, als er die Eier gestohlen hatte.

Was sollte er tun? Er blickte zu Gilda hinüber, die immer noch zusammengerollt im Gras lag. Dann suchte er nach Stöckchen, mit denen er das Hinterbein des Hundes schienen konnte. Der Hund hinkte hinter ihm her. Ned nahm einige Stöcke auf und warf sie gleich wieder weg, sie waren entweder zu dünn, zu kurz oder zu schwer. Schließlich fand er zwei, die ungefähr die richtige Länge und Dicke hatten.

Jetzt die Binde. Er band das Stück Stoff, das um seinen Bauch hing und in das Mama die Kartoffeln eingepackt hatte, los. Eine der Kartoffeln brach er in der Mitte durch und gab eine Hälfte dem Hund, die dieser gierig mit zwei Bissen verschlang. Die andere Hälfte aß er selbst. Dann versuchte Ned, das Bein des Hundes zu schienen.

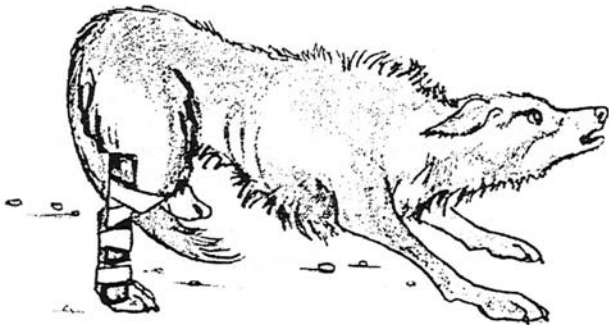
Es war nicht einfach mit seinem gebrochenen Handgelenk, und die Schmerzen wurden wieder heftiger, aber er schaffte es. Ned band die beiden Stöcke so fest, dass sie ein Stück über die Pfote hinausragten. Dadurch konnte der Hund das Bein aufsetzen, ohne es zu belasten. Er brauchte zwei oder drei Versuche, bevor es klappte, aber dann war das Bein geschient.

Plötzlich merkte Ned, dass schon einige Zeit vergangen war. Er blickte zurück, aber er konnte Gilda nirgendwo entdecken. Er hatte nicht bemerkt, dass die Straße eine Kurve machte, so dass sie nun außer Sicht war. Er sprang schnell auf die Füße und rannte zu-

rück zu der Stelle, wo er seine Schwester zurückgelassen hatte.

Gilda war weg.

Er versuchte ruhig zu bleiben. Sicher war sie nicht weit gekommen. Er rannte weiter die Straße hinunter, aber nach einer Weile hielt er an, er war sicher, dass sie nicht so weit gelaufen sein konnte. Er lief wieder zurück zu der Stelle, wo sie geschlafen hatte. Vielleicht war sie zu den Büschen und Bäumen gelaufen. »Gilda! Gilda!«, schrie er. Hastig suchte er zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite der Straße. Keine Gilda.



Der hinkende Hund versuchte mit Ned Schritt zu halten, doch schließlich gab er auf und legte sich einfach mitten auf die Straße, den Kopf auf die Pfoten, das verletzte Bein nach hinten weggestreckt.

Nachdem Ned eine halbe Stunde lang vergeblich gesucht und gerufen hatte, überkam ihn panische Angst. Wenn Gilda von jemandem einfach mitgenommen worden war? Er musste Hilfe holen, sofort.

Alles vergessend rannte Ned zurück zur Stadt. Seine Knie waren weich vor Angst, und er konnte kaum atmen. Doch er lief weiter, an der Stadtmauer von Newcastle entlang, über die Brücke und durch die engen Gassen von Gateshead, bis er nach Hause kam.

»Effie! Wo ist Mama?«, fragte er keuchend.

»Auf dem Bett. Sie ruht sich aus«, sagte seine ältere Schwester. »Warum? Was ist ...«

Ned rannte in das Schlafzimmer. »Gilda ... weg ... kann sie nirgendwo finden!«, stieß er hervor. Ohne ein Wort zu sagen, griff Louisa Carter nach ihrem Schal und eilte mit Ned zurück durch die Gassen und über die Brücke.

Ned versuchte, seiner Mutter unterwegs zu erklären, was passiert war. Sie sagte nichts, klammerte sich nur an seinen gesunden Arm und lief so schnell sie konnte. Mehrere Male musste Louisa Carter innehalten, um zu Atem zu kommen. Ned bemerkte, dass sie selbst in der warmen Nachmittagssonne zitterte, und ihre Stirn war schweißbedeckt. Er wollte weinen, sie um Verzeihung bitten, aber er konnte nur stumm neben ihr her gehen.

Schließlich erreichten sie den Ort, wo Gilda auf der Wiese geschlafen hatte. »Jetzt«, keuchte seine Mutter, »jetzt sag mir, wo du schon gesucht hast.«

In diesem Augenblick hörte Ned ein Winseln und darauf ein Bellen. Er blickte die Straße zurück. Der Hund mit dem geschienten Bein stand bellend in der Mitte der Straße. Ärger stieg in Ned auf. All das wäre nicht geschehen, wenn dieses elende Vieh nicht gewesen wäre. Er hob einen Stein auf und holte aus, um nach dem Hund zu werfen.

Dann erblickte er Gilda.

Sie wackelte fröhlich auf den bellenden Hund zu und winkte mit beiden Händen wie ein kleiner, dicker Schmetterling. Wie kam es, dass sie hinter ihnen war? Wann hatten sie sie überholt?

Das Gebell wurde immer heftiger. Da entdeckte Ned ein Pferd mit einem Reiter, das von der Stadt her angetrabt kam. Das Pferd war gerade hinter einer Kurve aufgetaucht und trabte geradewegs auf die kleine Gilda zu. Der Reiter schien zu schlafen, nein, er las ein Buch!

Ned versuchte zu rufen, doch jedes Wort blieb ihm im Halse stecken. Der Hund jedoch rannte, so schnell er auf drei Beinen konnte, wütend bellend auf das Pferd zu. In dem Moment, als das Pferd das Mädchen erreichte, sprang der Hund dem Pferd an die Nase. Erschreckt bäumte sich das Pferd auf, die ängstlich weinende Gilda zwischen den Hufen.

Da stöhnte Louisa Carter kurz auf und wurde ohnmächtig.

Leere Taschen

Ned stand da wie angewurzelt. Wie in einem Traum sah er, wie das Pferd zur Seite gezogen wurde; das Buch flog durch die Luft, der Reiter sprang aus dem Sattel und nahm Gilda auf den Arm, die inzwischen laut weinte. Erst da kniete sich Ned neben seine Mutter.

»Mama, Mama! Es ist alles in Ordnung.«

Doch sie antwortete nicht.

Ned legte ihren Kopf in seinen Schoß und blickte flehend zu dem Reiter auf, der mit der kleinen Gilda auf sie zukam. Der Mann sah selbst sehr betroffen aus. Als er näher kam, erkannte Ned das glatt rasierte Gesicht und die langen braunen Haare: Es war dieser kleine merkwürdige Prediger!

»Mein lieber junger Freund!«, sagte der Mann. Ned war erneut überrascht, welche volle Stimme diese nicht sehr groß gewachsene Person hatte. »Das wäre beinahe ein schlimmer Unfall geworden. Ist das deine kleine Schwester?«

Ned nickte zurückhaltend. Papa hielt nicht viel von Predigern. Was sollte er jetzt tun?

»Nun, ich glaube, ihr geht es gut, noch ein bisschen verängstigt vielleicht«, sagte der Mann. »Und wer ist das?« Er setzte Gilda auf den Boden und beugte sich über Louisa Carter. Er fühlte ihren Puls, dann hob er ein Augenlid an.

»Sie ist ohnmächtig«, sagte Ned langsam.



»Ja, sie hat ja auch einen großen Schreck bekommen. Aber deine Mutter – sie ist doch deine Mutter? – ist außerdem sehr krank. Sie hat hohes Fieber. Kannst du mein Pferd einfangen? Vielleicht kann ich ihr ein wenig helfen.«

Widerstrebend überließ Ned seine Mutter der Obhut des Fremden und lief hinter dem Pferd her, das friedlich auf der anderen Seite der Straße Gras rupfte. Als er das Tier zu dem Mann brachte, löste dieser einen Wollschal vom Sattel und legte ihn unter Louisa Carters Kopf. Ihre Augen öffneten sich und blickten angstvoll von Ned zu dem Mann und wieder zu Ned.

»Ganz ruhig, liebe Frau«, sagte der Mann beruhigend. »Ihre Kleine ist in Sicherheit. Jetzt machen wir uns Sorgen um Sie.« Er holte eine Flasche aus seiner

Satteltasche, zog den Korken heraus und hielt die Flasche an Louisas Lippen. Sie schluckte zweimal, und er nickte zufrieden.

Ned schauderte. Wer war dieser Mann? Er hatte ihn zweimal am Stadttor predigen hören, doch jetzt hatte er Medizin wie ein Arzt. Er war merkwürdig. Ned war nicht gerade begeistert, dass er seine Mutter behandelte. Er half seiner Mutter, sich aufzusetzen, und legte die weinende Gilda in ihre Arme.

»Sehen Sie? Dem Kind geht es gut. Darf ich mich vorstellen? Ich bin John Wesley von der Methodistischen Gesellschaft, und war gerade dabei, Newcastle zu verlassen, um in anderen Städten auf meinem Weg nach Wales das Evangelium zu predigen. Doch ich bin nicht in Eile. Ich denke, wir können jetzt alle etwas zu essen vertragen.«

Staunend beobachtete Ned, wie der Mann seine Satteltaschen abnahm und ihren Inhalt ausleerte. Als er all das Essen sah, merkte er, wie hungrig er war. Seit dem Frühstück hatte er nur eine halbe kalte Kartoffel gegessen – und die kleine Gilda hatte nicht einmal das gehabt.

»Hier ist etwas frisches Brot, gestern gebacken von einer der Schwestern des Waisenhauses in Newcastle«, sagte Mr. Wesley und reichte es herum. »Und hier ist Käse ... und Wurst. Greift zu, ihr Lieben.«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Louisa Carter schwach, »aber ist das nicht für Ihre Reise gedacht?«

»Das ist doch egal. Wir sollen essen, was Gott uns gibt. Und wie viel besser schmeckt das Essen in angenehmer Gesellschaft.«

Ned stopfte ein Stück Wurst in den Mund – mhmm, wie das schmeckte! Seine Mutter aß nicht viel, aber sie brach kleine Stückchen Brot und Käse für Gilda ab. Und sie trank dankbar aus der Wasserflasche, die Mr. Wesley ihr hinhielt.

Als Ned seinen Magen mit dem leckeren Brot, der Wurst und dem Käse gefüllt hatte, spürte er etwas an seiner Schulter. Es war der Hund mit dem verletzten Bein. Ned blickte auf das letzte Stückchen Wurst in seiner Hand und zögerte. Dann streckte er es dem Hund entgegen, der sofort zuschnappte. »Das war ein harter Tag für dich, du hungriges Vieh«, sagte er.

Als sein Hunger gestillt war, dachte Ned darüber nach, wie er seine Mutter in diesem Zustand nach Hause bringen sollte. Aber ohne ein Wort darüber zu verlieren, half Mr. Wesley seiner Mutter auf das Pferd und hob Gilda zu ihr in den Sattel.

»Oh, wo ist denn mein Buch?«, fragte er plötzlich. Ned half ihm bei der Suche. Sie fanden es im Gras am Straßenrand, wo das Pferd gescheut hatte. Es sah sehr mitgenommen aus, war aber noch heil.

»Shakespeare«, lächelte der Prediger entschuldigend und verstaute das Buch in einer der Satteltaschen. »Ich bin viel unterwegs, und nur auf dem Pferd habe ich Zeit, etwas zu lesen. Lucy«, damit gab er dem Pferd einen zärtlichen Klaps, »findet normalerweise den Weg allein. Liest du auch, Junge?«

Ned schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht lesen, Sir. Seit ich fünf Jahre alt bin, arbeite ich in den Minen.«

»Eine Schande ist das. Ich frage mich ...«, aber dann verstummte er.

Die kleine Gesellschaft – Ned und John Wesley zu Fuß, Louisa Carter mit Gilda auf dem Pferd und der Hund – machten sich auf den Weg Richtung Newcastle.

»Oh, das sehe ich ja jetzt erst, Junge, du trägst ja den Arm in einer Schlinge?«

Ned erzählte dem Prediger alles: von dem Kohlewagen, der im Schlamm stecken geblieben war, wie er sich das Handgelenk gebrochen hatte und deshalb nicht arbeiten konnte und von seinem kleinen Bruder Pip, der nun als Kaminkehrer arbeiten musste. Der Mann war ein guter Zuhörer und sagte nur wenig, bis sie zum Haus der Carters kamen.

Effie flog fast aus dem Haus, ihr Gesicht war rot und geschwollen, als ob sie geweint hätte. »Oh, Mama ... Gilda!«, schrie sie.

»Nun, nun, jetzt ist doch alles gut«, beruhigte Mr. Wesley. »Hilf deiner Mutter ins Bett, sei ein braves Mädchen. Und hier, gib ihr dreimal am Tag zwei Löffel von dieser Medizin, bis die Flasche leer ist.«

Während Effie die Mutter in dem kleinen Raum zu Bett brachte, versuchte Ned Mr. Wesley für seine Hilfe zu danken. »Sind Sie Arzt?«, fragte er ihn.

Mr. Wesley lächelte. »Nein, aber ich glaube, dass ich den Menschen helfen muss, wenn sie krank sind, genauso wie man ihren Seelen helfen muss. Ich habe viel über Medizin gelesen, die Flasche, die ich euch gegeben habe, ist meine eigene Mischung gegen das Fieber. Mach dir keine Sorgen; man kann damit nichts falsch machen, und es wird ihr gut tun.«

Effie erschien in der Zimmertür. »Meine Mutter möchte Ihnen danken.«

Mr. Wesley ging in das kleine Zimmer, doch er hob die Hand, als Mrs. Carter zu sprechen anfing. »Strenge Sie sich nicht an, Mrs. Carter. Ich möchte jedoch Ihnen und Ihren Kindern etwas sagen.« Er winkte Flora, Dolly und Gilda heran, die sich an Ned und Effie klammerten und den Fremden mit offenem Mund anstarrten.

»Mein Essen und meine Arznei teile ich gern mit jedem. Wir müssen für unseren Leib sorgen, damit wir für Gott die Aufgaben tun können, die er uns gegeben hat. Aber noch wichtiger ist es, für unsere Seele zu sorgen. Sie können mir einen großen Gefallen tun.«

Dann erzählte Mr. Wesley den Carters von der Methodistischen Gesellschaft, die im Waisenhaus in Newcastle in der Nähe des Pilgertors ihren Sitz hatte. »Menschen wie Sie treffen sich dort, um in der Bibel zu lesen, zu singen und Gott zu loben. Eine reizende Frau führt dieses Waisenhaus, Grace Murray heißt sie. Sie wird Sie gern empfangen. Wir hoffen, eine Schulklasse für Kinder einrichten zu können, damit sie selbst in der Bibel lesen können.« John Wesley warf Ned einen Blick zu, dann wandte er sich wieder Mrs. Carter zu. »Ich bitte Sie, gehen Sie dort am Sonntag hin, sobald Sie können, liebe Frau, und holen Sie sich dort die Nahrung, die Ihre Seele braucht.«

Mrs. Carter nickte feierlich. »Aber warum müssen Sie gehen? Sie sind Pfarrer? Haben Sie eine Gemeinde? Ist Newcastle nicht Ihr Bezirk?«

Mr. Wesley lächelte. »Die ganze Welt ist mein Bezirk. Meine Kirche ist das freie Feld. Wo immer Menschen sind, predige ich.«

* * *

Als das Klappern der Hufe von John Wesleys Pferd in der Ferne verschwunden war, wirbelte Effie herum.

»Erzähl mir, was passiert ist, Ned! Wie hast du Gilda verloren? Was ist mit Mama passiert? Wo kam dieser Mann her?«

Aber Ned wollte nichts erzählen. Er schämte sich, dass er Gilda verloren hatte. Doch die Mädchen hatten den Hund mit dem verletzten Bein gesehen, als Pfarrer Wesley die Mutter und Gilda ins Haus brachte, und so kam die ganze Geschichte schließlich heraus. Für die kleinen Mädchen war der Hund sofort ein Held.

»Der Hund hat dafür gesorgt, dass das Pferd Gilda nicht totgetreten hat«, meinte Flora.

»Wir wollen ihn behalten! Wir könnten ihn ›Held‹ nennen«, bat Dolly.

Ned lächelte. Das war ein schöner Name für einen Hund.

»Quatsch!«, rief Effie. »Wir haben kaum genug, um die sieben Mäuler hier zu stopfen. Glaubst ihr etwa, Papa würde erlauben, dass wir von unserem Essen noch etwas nehmen, um einen streunenden Hund zu füttern?«

Neds Lächeln verschwand. Seine Schwester hatte Recht. Er hatte nicht daran gedacht, den Hund zu be-

halten. Außerdem war er in der Zwischenzeit sowieso weggelaufen.

Die Dämmerung fiel über die Gassen von Gateshead. Mrs. Carter schlief, Ned half Flora, Wäsche zusammenzulegen, während Effie das Abendessen zubereitete. Es wurde Abendessenszeit, doch Dob Carter kam nicht nach Hause. Effie warf Ned einen besorgten Blick zu, aber er schüttelte den Kopf. »Papa trinkt normalerweise nicht während der Woche«, versicherte er ihr.

Sie hatten gerade ihr Essen beendet – wieder Kartoffelsuppe, dünner als gewöhnlich –, als ihr Vater die Tür aufriss und hineinstürmte.

»Weg hier! Weg!«, schrie er zurück in die Finsternis, dann warf er die Tür zu. »Was ist das für ein verrückter Hund, der vor unserer Haustür herumlungert?« grummelte er. »Ich habe noch nie ein solches Vieh gesehen, hüpfert herum auf drei Beinen und winselt, als ob es hierher gehört.«

Ned blickte auf. Der Hund war immer noch da? Er wollte hinausgehen, aber er beschloss zu warten.

Dob Carter roch nach Gin, und Ned sank das Herz in die Kniekehlen. Das war ein schlechtes Zeichen. Dob Carter liebte seinen Gin, aber er war ein gewissenhafter Arbeiter und trank deshalb nur samstagabends mit den anderen Männern. Und selbst dann hörte er auf, bevor er betrunken war ... außer letzten Samstag und einige wenige Male davor. Wenn irgendetwas wirklich schief lief, dann trank sein Vater.

»Wo ist mein Abendessen? Wo ist Lou?«, fragte der große Mann.

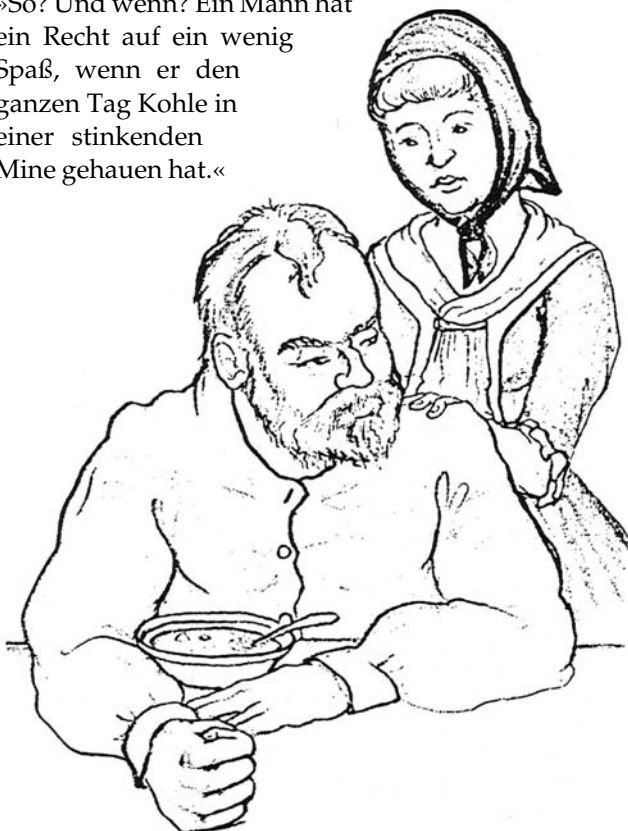
»Mama schläft, sie ist wieder krank geworden«, antwortete Effie und stellte schnell den Teller mit lauwarmen Suppe vor ihren Vater. Ihre Stimme war ruhig und beherrscht, aber Ned konnte ihre Augen funkeln sehen.

In diesem Moment kam ihre Mutter durch die Tür. Sie setzte sich neben ihren Mann an den Tisch.

Sorgenfalten erschienen auf ihrem blassen Gesicht.

»Dob, du hast getrunken.«

»So? Und wenn? Ein Mann hat ein Recht auf ein wenig Spaß, wenn er den ganzen Tag Kohle in einer stinkenden Mine gehauen hat.«



»Aber das Geld, Dob. Wir können es uns nicht leisten!«

Mr. Carter brach in lautes Gelächter aus, aber es klang hohl. »Geld? Was für Geld?« Und dann verwandelte sich das Lachen des Mannes plötzlich in ein raues Schluchzen, und er legte seinen Kopf in die Hände, während er die Ellbogen auf dem Tisch aufstützte. Seine Schultern bebten vor unterdrücktem Schluchzen.

»Dob? Dob! Was ist denn los?«

Ned und seine Schwestern beobachteten die Szene von verschiedenen Ecken des Häuschens aus. Was war mit ihrem Vater?

Schließlich holte Mr. Carter tief Luft und schüttelte den Kopf. »Ich bin nur für ein oder zwei Gläser ins Wirtshaus gegangen, Lou. Es sieht alles so schlecht aus, du bist krank, Ned kann nicht arbeiten, der Kleine muss weg ... Und da habe ich mir einen Tropfen Gin gegönnt. Aber, als ich bezahlen wollte, ... da habe ich es dann entdeckt.«

»Was entdeckt? Dob, sag, was los ist.«

Dob Carter holte erneut tief Luft. »Das Geld, die fünf Pfund, die der Händler mir für Pip gegeben hatte. Es ist weg. Jemand hat es mir aus der Tasche gestohlen.«

Botenjunge

Niemand sagte ein Wort. Die Kinder starrten nur ihre Eltern an. Das Geld war weg? Was bedeutete das? Der Ausdruck auf dem Gesicht der Mutter war beängstigend; sie war vollkommen blass. Ihre Lippen waren blutleer, und ihre Augen waren wie erstarrt. Sie sah aus wie ein Geist. Plötzlich stand sie auf und ging zurück ins Schlafzimmer. Wenig später hörte Ned sie weinen.

Als schließlich alle zu Bett gegangen waren, stahl er sich geräuschlos aus dem Haus und setzte sich auf die Stufen. Sofort spürte er eine feuchte Schnauze an seinem Arm und hörte ein leises Winseln.

Ned fütterte den Hund mit einer Brotkruste, die er in seinem Hemd versteckt hatte. Seine Gedanken flogen hierhin und dorthin; Ärger paarte sich mit hoffnungsloser Verzweiflung. Wie konnte sein Vater nur so dumm sein und das Geld mit sich herumtragen? Noch schlimmer war es mit Pip. Sein fünf Jahre alter Bruder war als Kaminkehrer verkauft worden, und wofür? Für nichts!

Es war ein schrecklicher Tag gewesen. Seine Hand war verletzt, und er fühlte sich ungeschickt und nutzlos. Er war keine Hilfe für seine Mutter ... er wusste nicht, wo er Pip suchen sollte ... er hatte Gilda verloren und seine Mutter halb zu Tode erschreckt ... und jetzt das.

Und doch, für eine kleine Weile, als Gilda wiedergefunden war und der Prediger so nett zu seiner Mutter

gewesen war, hatte Ned sich wohlgeföhlt. Ja, was hatte er empfunden? Hoffnung? Er war nicht sicher, was es eigentlich war. Mr. Wesley hatte so einfach über Gott gesprochen, als ob jemand da wäre, der sich wirklich um ihn kümmerte. Aber jetzt ... es konnte nicht wahr sein. Seine Welt brach wieder zusammen. Der freundliche Mann war weg; sein Bruder war weg; das Geld war weg.

Zornestränen standen ihm in den Augen. Der Hund leckte sein Gesicht. Traurig zog Ned den Hund nahe an sich heran und verbarg sein Gesicht in dem struppigen Fell.

* * *

Niemand erwähnte mehr die gestohlenen fünf Pfund. Aber Dob Carter kam einige Tage lang später von der Arbeit nach Hause und roch nach Gin. Und wenn er zu Hause war, setzte er sich nur hin und starrte ins Feuer. Oft hörte Ned seine Mutter im Schlafzimmer weinen.

Ned wurde in die Stadt geschickt, um einigen Kunden zu sagen, dass Mrs. Carter krank war und in dieser Woche nicht mehr ihre Wäsche erledigen konnte. »Aber nächste Woche bestimmt!«, versprach Ned. Als er zurück war, strengten er, Effie und Flora sich an, die Waschkörbe fertig zu machen, die bereits den Kunden zugesagt worden waren, aber es dauerte alles viel länger ohne die Hilfe und die Aufsicht der Mutter.

Ned wagte nicht zu fragen, ob er den Hund behalten dürfte, aber der Hund schien schon seine eigene Entscheidung getroffen zu haben. Sobald Ned aus dem Haus trat, erschien er von irgendwoher und folgte



ihm auf drei Beinen hüpfend. »Hallo, Held«, grinste Ned. Er behielt den Namen bei, den Dolly dem struppigen Tier gegeben hatte. Wenn es ihm gelang, legte Ned auch ein wenig Futter vor die Tür, und am nächsten Morgen war es immer weg.

Am Samstag, als Dob Carter seinen Lohn von zehn Schilling und einen Sack Kohle bekommen hatte, kam er außerdem mit einigen Säcken voll Lebensmitteln nach Hause: Weizenmehl, Gerste, Kartoffeln, ein wenig Salz und Zucker und ein kleines Säckchen Tee. »Das wird wohl eine Weile reichen«, sagte er brum-

mend. Dann setzte er sich wieder auf seinen gewohnten Platz und starrte in das Feuer. Ned wusste, dass er nachdachte. Die Miete war in einer Woche fällig, und dann musste er entscheiden zwischen Essen und einem Dach über dem Kopf für seine Familie.

Einen Lichtblick gab es jedoch in dieser Woche. Die Arznei, die Mr. Wesley seiner Mutter gegeben hatte, wirkte Wunder, und nach einigen Tagen Ruhe ging es ihr erheblich besser. Am Samstagabend verkündete sie: »Morgen gehe ich zu dieser Methodistengesellschaft. Ich habe es Mr. Wesley versprochen, und das ist das Mindeste, was ich aus Dankbarkeit für seine Hilfe tun kann.« Sie blickte sich um, als wollte sie fragen: Wer will mitkommen?

Effie rümpfte die Nase. »Wenn du schon in eine Kirche gehen musst, dann geh wenigstens in die normale Kirche, und nicht zu diesen armen Leuten, die sich in einem Waisenhaus treffen.«

»Also«, erklärte Dob Carter, »ich gebe ja zu, dass dieser Mister Wesley dir einen großen Dienst mit seiner Medizin erwiesen hat. Ich freue mich auch, dass du jetzt wieder auf den Beinen bist. Aber er hat seine eigene Religion. Das ist nichts für Leute wie uns. Frommes Geschwätz, wenn du mich fragst!« Dann merkte er, dass er seine Frau verletzt hatte, und meinte dann: »Aber geh du nur, wenn es dich glücklich macht, Lou.«

Auch Ned schüttelte den Kopf. Darin stimmte er mit seinem Vater überein. Mr. Wesley war bestimmt ein netter Mann, aber wenn es wirklich einen Gott gab, kümmerte er sich offensichtlich wenig um Menschen wie die Carters.

Als Mutter mit Flora, Dolly und Gilda von den Methodisten wiederkam, summt sie eine kleine Melodie. Ned und sein Vater sahen sich an. Die Melodie stammte von einem Volkslied, das man oft in den Bars am Fluss hörte. Die Methodisten waren schon eine merkwürdige »Kirche«, wenn sie Trinklieder sangen! Aber wenig später hörte Ned, wie seine Mutter dieses vertraute Lied mit anderen Worten Gilda vorsang:

*Jesus, Lover of my soul,
Let me to Thy bosom fly ...
Hide me, O my Savior, hide,
Till the storm of life is past ...*

*(Jesus, du liebst mich,
nimm mich in deine Arme,
beschütze mich, mein Heiland,
bis der Sturm des Lebens vorüber ist.)*

Seine Mutter bemerkte, wie er sie anstarrte. »Der Text wurde von Charles Wesley, John Wesleys Bruder, geschrieben«, erklärte sie. »Er kann gut Lieder schreiben. ›Warum soll der Teufel all die schönen Lieder haben?‹, sagt er. Das hat man mir zumindest bei den Methodisten gesagt. Und ich habe eine furchtbar nette Frau getroffen. Sie heißt Grace Murray, sie ist Witwe und lebt in dem Waisenhaus. Wanderprediger übernachten dort, und sie kocht für sie und kümmert sich um die Waisenkinder, die sie mitbringen. Und«, sagte sie ein wenig verlegen, »sie hat mich eingeladen, am Mittwoch zur Frauengruppe zu kommen.«

Ned wurde sich bewusst, wie selten seine Mutter eigentlich von zu Hause wegkam, da sie ständig mit

Wäsche, Kochen und den Kindern beschäftigt war. »Das ist toll. Du gehst doch, Mama?«, drängte er sie.

»Nun, ich weiß nicht ... ich habe noch so viel Arbeit aufzuholen. Wir werden sehen.«

Am Montag waren es bereits eine Woche und zwei Tage, seit Ned sich das Handgelenk gebrochen hatte. Seine Mutter entfernte den Verband. Das tat gut! Ned kratzte die aufgeweichte Haut, schrie jedoch leise auf, als er an die verletzte Stelle kam. Dann streckte er seinen Arm aus. »Mama, das sieht aber nicht gut aus.« Das Handgelenk war leicht schief.

Seine Mutter untersuchte ihn sorgsam. »Ich fürchte, der Knochen wächst nicht gerade zusammen. Oh Ned, wir hätten dich zum Arzt bringen sollen, damit er es richtig zusammenfügt.«

Ned zog seinen Arm weg. »Wir hatten das Geld nicht, Mama, und du weißt es«, sagte er eindringlich. Aber ihm war gar nicht wohl zumute. Würde er ein verkrüppeltes Handgelenk behalten?

Er ließ sich seinen Arm frisch verbinden, aber er lehnte die Schlinge ab. »Die brauche ich nicht«, meinte er. Dann erklärte er seiner Mutter, worüber er nachgedacht hatte. »Mama, ich kann hier mit der Wäsche nicht viel helfen mit nur einer Hand. Ich gehe hinunter zu den Docks und sehe, ob ich einen Job als Botenjunge oder so etwas finden kann. Ich brauche keine zwei Hände, um Nachrichten zu überbringen.«

Seine Mutter nickte, und Ned stürmte aus dem Haus. Wie üblich erschien Held plötzlich aus dem Nichts und trottete neben ihm her. »Ich hoffe, dass dein Bein nicht verkrüppelt«, meinte Ned ein wenig verbittert.

Der Junge und der Hund gingen hinunter zu den Docks. Außer dass man hier Kohle verlud, waren die Docks auch die Verbindung nach London und Richtung Süden. Alle möglichen Güter wurden hier verladen und entladen.

»Können Sie einen Botenjungen gebrauchen?«, fragte er einen Fährmann nach dem anderen. »Botenjunge!«, rief er, aber er hatte kein Glück.

Ned lief die ganze lange Reihe der Docks entlang – nichts! Aber es kamen immer wieder neue Boote und fuhren wieder ab, daher versuchte er es erneut. Gleichzeitig hielt er Augen und Ohren offen, ob er nicht irgendetwas entdecken könnte, was mit den Kaminkehrern zu tun hatte, die nach London geschickt wurden.

Die Mittagszeit war vorüber, als ihn endlich ein Fährmann rief. »He, Junge!« Ned rannte sofort zu ihm. Der Mann hatte seine Jacke und sein Hemd ausgezogen und stand mit muskulösen Armen – schweißnass in einem schmutzigen Unterhemd – da. Ned kannte viele der Fährleute vom Sehen, aber diesen Mann hatte er noch nie zuvor gesehen.

»Du und der Hund, ihr habt wohl eine Schlägerei hinter euch, was?«, lachte er. Ned sah, dass ihm zwei Zähne fehlten. »Und ihr habt beide verloren?«

Ned errötete, sagte jedoch nichts.

»Du suchst Arbeit, nicht?«, fuhr der Mann fort. Ned nickte. »Ich könnte einen Boten gebrauchen. Aber ich brauche einen, der den Mund halten kann. Einen, der nicht erzählt, wer ihn geschickt hat und was er überbringen soll. Kann man dir vertrauen?«



»Jawohl!«, sagte Ned eifrig. »Ich werde nur das sagen, was man mir aufträgt.«

»Gut. Nun, ich möchte, dass du dieses Paket zu dem Hogs Head Inn in der Iron Alley bringst. Frag nach einem Mr. Driver. Sag ihm, Mr. Harris hat dich geschickt, und gib ihm das Paket.«

»Ja, Sir.« Ned nahm das Paket, stopfte es in sein Hemd und machte sich auf den Weg. Dann drehte er sich noch einmal zu dem Fährmann um. »Wie werde ich bezahlt, Sir?«

Der Mann lachte und warf ihm ein Sixpence-Stück zu. »Komm innerhalb von einer Stunde spätestens zurück und bring mir einen Zettel, der von Mr. Driver unterschrieben ist. Dann gebe ich dir noch einen Sixpence.« Ned starrte auf die Sixpence-Münze in seiner

Hand. Zwei Sixpence! Einen ganzen Schilling dafür, dass er ein kleines Paket ablieferte! Aufgeregt rannte er den Pier entlang. Da er nicht die Hauptstraße nehmen wollte, die von den Docks direkt zum Stadttor führte, kletterte er das steile Uferstück hinauf, schoss wie ein Pfeil an den Ochsenkarren und Kohlewagen vorbei zu der weiter oben entlangführenden Straße und ließ sich von der Menge der Bauern und der Marktleute in die Stadt treiben. Held hoppelte auf seinen drei Beinen hinter ihm her.

Newcastle hatte zwei Hauptstraßen, die sich kreuzten, ein Netz von kleineren Straßen durchzog den Rest der Stadt innerhalb der Mauern. Die Iron Alley befand sich am anderen Ende der Stadt. Als Ned in die schmale Gasse einbog, sah er sofort das große Schild mit einem Schweinekopf darauf. Obwohl Ned die Worte nicht lesen konnte, war er doch sicher, dass dies der Hogs Head Inn war.

Wenige Augenblicke später hatte er Mr. Driver gefunden, gab ihm das Paket und rannte zurück zum Stadttor. Als er in die Hauptstraße einbog, sah er zwei vertraute Gesichter auf sich zukommen: Effie und dieser Morgan! Der Junge half Effie dabei, einen der großen Wäschekörbe zu tragen, und Effie erzählte ihm irgendetwas. Ned duckte sich hinter einem Ochsenkarren; sie hatten ihn noch nicht gesehen.

So, so. Sie traf sich also immer noch mit Morgan. Er hatte sich schon gewundert, dass Effie jedes Mal, wenn er ihr seine Hilfe anbot, sagte: »Nein, ich kann den Korb allein tragen.« Jetzt wusste er, warum.

Er beobachtete seine Schwester und Morgan, wie sie in eine Straße einbogen. Nun hatte er die Gelegen-

heit, ihnen zu folgen und zu sehen, wohin sie gingen. Dann erinnerte er sich allerdings an den Zettel mit Mr. Drivers Unterschrift. Mr. Harris hatte gesagt, er würde noch einmal einen Sixpence bekommen, wenn er innerhalb einer Stunde wieder an den Docks wäre.

Enttäuscht ließ Ned das Pärchen gehen und lief wieder zum Fluss. Der Fährmann sah die Unterschrift genau an, dann gab er Ned wie versprochen das andere Sixpence-Stück.

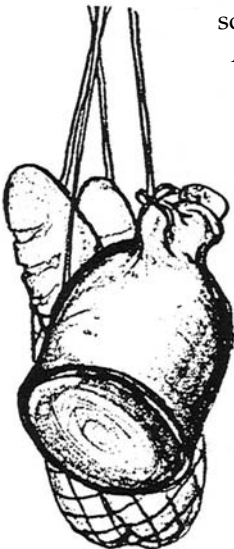
»Gut gemacht. Wenn du morgen wieder hier bist, kannst du dir wieder einen Schilling verdienen. Und jetzt geh. Und denk dran: Wo du gewesen bist und wen du gesehen hast, geht niemanden etwas an!«

Ned lief wieder die Docks entlang und rief: »Botenjunge! Brauchen Sie einen Boten?« Er wurde nochmals angeheuert und in die Stadt geschickt, um ein Brot und einen Krug

Apfelwein zu kaufen. Bei dem Geruch von frischem Brot zog sich Neds leerer Magen zusammen.

Als er sicher war, dass der Bäcker nicht hinsah, steckte Ned schnell ein Brötchen in sein Hemd. Sobald er außer Sichtweite war, biss er hinein.

Oh, wie lecker! Es war so leicht, so süß, nicht wie das harte Gerstenbrot, das zu Hause gebacken wurde. Ned nahm den Krug mit Apfelwein in die gesunde Hand, klemmte



den Brotlaib unter den anderen Arm und lief zurück zu den Docks. Er bekam dafür ein Twopence-Stück.

Als er am Ende dieses Tages nach Hause lief, war Ned hochzufrieden mit dem Geld, das er verdient hatte. Mehr als ein Schilling an einem Tag! Das war mehr, als seine Eltern erwarten würden ... Und da kam ihm eine Idee!

Konnte er etwas von dem Geld zurückbehalten und niemandem davon erzählen? Wenn es weiter so lief, wie lange würde er brauchen, bis er fünf Pfund zusammenhatte? Er rechnete schnell: Zwölf Pence waren ein Schilling, zwanzig Schilling ein Pfund ... nun ja, er würde eine Weile brauchen. Aber wenn er fünf Pfund zusammenkratzen konnte, vielleicht würde der Händler dafür Pip nach Hause gehen lassen.

Als er zu Hause ankam, legte er eine Sixpence-Münze und die Twopence-Münze auf den Tisch. Louisa Carter blickte ihn überrascht an. »Dein Vater wird sich freuen. Gott segne dich, mein Sohn.«

Ned nickte und drehte sich weg. Er fühlte sich ein bisschen schuldig, aber er verriet nichts von dem anderen Sixpence-Stück, das er in einer Ecke seines Taschentuchs versteckt hatte.

Die Lösung

An jedem Tag in dieser Woche kehrte Ned zu den Docks zurück. Manchmal bekam er nur einen Auftrag am Tag, dann wieder waren es drei oder vier. Er war besonders gern Bote für Mr. Harris. Der Fährmann bezahlte ihm nämlich drei- oder sogar viermal so viel wie die anderen. Er erinnerte Ned immer wieder daran, dass er den Mund halten sollte, und Ned hielt sich daran. Was kümmerten ihn Mr. Harris und seine Angelegenheiten, solange er gut bezahlte?

Noch zweimal sah er, wie Effie mit Morgan in der Stadt herumliefe, als sie die Körbe mit der sauberen Wäsche ablieferte. Das erste Mal sahen sie ihn und Held; Effie beugte sich zu Morgan hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dann blickten sie in seine Richtung und lachten.

»Warum habt ihr beide, du und dieser Affe, heute über mich gelacht?«, fragte er sie später am Abend.

Effie grinste. »Du und dieser Hund auf drei Beinen, das sah zu komisch aus, wie zwei Kriegsopfer.«

»Na und? Ich könnte Mama erzählen, dass du ohne ihr Wissen mit einem Jungen herumläufst, wenn du eigentlich Wäsche austragen solltest.«

»Ach, hör doch auf! Ich bin sicher, Papa wüsste gern, dass du ständig etwas von dem Essen für diesen Hund abweigst. Außerdem ist Morgans Mutter eine von Mamas Kundinnen.«

Ned starrte seine ältere Schwester an. So lief der Hase also? Die beiden sollten nur ruhig noch einmal über ihn lachen. Aber es erstaunte ihn, dass die Carters Wäsche für Morgans Familie wuschen.

Gegen Ende der Woche hatte Ned seinen Eltern drei Schillinge gegeben und zwei Schillinge in seinem Taschentuch versteckt. Dob Carter war hocherfreut. »Gut gemacht, Ned. Wenn du so weitermachst, kannst du vielleicht fast so viel verdienen wie bei der Arbeit im Bergwerk.«

Ned nickte. Er fühlte sich schuldig. Wenn man das Geld in seinem Taschentuch dazuzählte, hatte er bereits so viel verdient wie beim Maultierkarrenfahren: fünf Schillinge pro Woche. Aber dieser Erfolg spornete ihn weiter an; er würde noch mehr in der nächsten Woche arbeiten und seiner Familie so viel Geld geben, wie er auch sonst verdient hätte, und den Rest behalten. Dann brauchte er sich nicht schuldig zu fühlen, wenn er Geld für Pip zur Seite legte.

Doch trotz des Geldes war er enttäuscht. Obwohl er die ganze Woche unten an den Docks gewesen war, hatte er nichts über das Schiff herausgefunden, das Kaminkehrerkinder nach London brachte.

In seinen Gedanken versunken merkte Ned plötzlich, dass sein Vater immer noch mit ihm sprach: »Es wird viel geschmuggelt an den Docks. Pass auf. Ich möchte nicht, dass du in den Schwarzmarkthandel verwickelt wirst. Bleib sauber.«

Am Sonntag ging Mrs. Carter wieder zu dem Treffen der Methodisten. Sie kam mit einer weiteren vertrauten Melodie zurück, aber wieder war der Text ganz anders.

*Lord divine, all loves excelling,
Joy of heaven, to earth come down ...*

*(Gott im Himmel, nichts ist größer als deine Liebe,
Freude des Himmels, komm herab auf die Erde.)*

Ihr Mann schauderte. »Du nimmst dieses ganze Zeug doch nicht etwa ernst, Lou?«

Ein kleines Lächeln flog über Louisa Carters Gesicht. »Oh, Dob, ich wünschte, du würdest einmal mitkommen. Andere Arbeiter kommen auch; jeder ist willkommen. Irgendwie gibt es mir Mut, Gottes Versprechen aus der Bibel zu hören und für ihn zu singen. Meine Sorgen sind dann nicht mehr so schwer; außerdem gibt es auch eine Menge, wofür wir dankbar sein können.«

Ned, der die letzten Worte aufgeschnappt hatte, wollte schreien. *Nein, wir haben nichts zu danken! Vergiss du etwa, dass Pip irgendwo zwischen hier und London ist statt zu Hause bei seiner Familie, wo er hingehört?* Doch er hielt seine Zunge im Zaum. Nein, natürlich hatte seine Mutter das nicht vergessen. Der traurige Zug um ihren Mund verriet ihm das.

Fest entschlossen ging Ned am Montagmorgen ganz früh zu den Docks und hielt nach Arbeit Ausschau. Des Öfteren lieferte er in dieser Woche Päckchen oder Botschaften für Mr. Harris ab, und die Bezahlung war jedes Mal gut. Es sprach sich außerdem herum, dass er seine Aufträge schnell erledigte. Er wurde geschickt, um Brot, Apfelwein oder Wurst zu holen, wenn die Schiffer hungrig wurden. Da war die Bezahlung dann nicht so gut, aber Ned merkte bald, dass bei Botengängen zu den Bauern oder in die

Bäckerei auch für ihn ein Stückchen Wurst oder Käse oder auch ein Brötchen abfielen, wenn er schnell genug war und sich nicht erwischen ließ.

Sein Gewissen beruhigte er damit, dass er sich sagte: *Wenn ich tagsüber etwas in der Stadt essen kann, brauche ich abends nicht so viel zu Hause. Und damit helfe ich meiner Familie.*

Eines Tages, als er darauf wartete, dass Mr. Harris ihn für einen Gang zum Hogs Head Inn bezahlte, hörte er jemanden schreien: »He, Harris! Was ist eigentlich mit den kleinen Kaminkehrern von Swift?«

»Mach dir keine Gedanken!«, rief Harris zurück. »Ich kümmere mich darum.«

Ned bekam eine Gänsehaut. »Mr. Harris!«, stieß er hervor. »Was meinte der Mann mit den Kamin...«

»Das geht dich nichts an, Junge. Hier ist dein Geld.«

»Aber, Mr. Harris ...!«

»Ich habe gesagt, das geht dich nichts an! Habe ich dir nicht erklärt, dass du keine Fragen stellen sollst über das, was du hörst oder siehst? Jetzt geh.«

Ned ging von dem Dock zurück, sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Der Mann hatte den Namen Swift erwähnt. War das der Name des Händlers, der seinen Eltern für Pip Geld gegeben hatte? Und was bedeutete das alles? Waren die Kaminkehrerkinder bereits nach London gebracht worden, und die Leute auf den Schiffen wollten ihr Geld? Oder bedeutete es, dass sie immer noch auf diesen Mr. Swift warteten, der ihnen die Kinder bringen sollte, die sie dann nach London mitnahmen? Wenn er es doch bloß wüsste!

Er rannte den Hügel hoch zur Stadt. Jetzt hatte er zumindest einen Hinweis. Swift. Swift. Er musste diesen Händler namens Swift in Newcastle finden. In seiner Eile rannte er jemanden um, als er durch das Stadttor lief.

»He, passt du überhaupt nie auf, wo du hinläufst?«

Überrascht sah Ned auf und blickte in das Gesicht von Morgan. »Geh mir aus dem Weg«, schimpfte Ned.

»Na, jetzt aber. Du brauchst nicht so unhöflich zu sein. Weißt du, ich mag deine Schwester; warum können wir nicht normal miteinander umgehen?«

»Was?« Morgan war der Letzte, mit dem Ned jetzt sprechen wollte. Er wollte in die Stadt und diesen Mr. Swift finden. »Meine Schwester geht dich nichts an. Kümmere du dich um deinen Kram und hör auf, Effie nachzulaufen, wenn sie eigentlich arbeiten sollte. Und jetzt lass mich durch.«

Morgan lachte und stellte sich Ned in den Weg. »Warum so eilig, Ned – du heißt doch Ned? Du hast

wohl Hum-
meln in



der Hose. Wo ist eigentlich der komische dreibeinige Hund, der dir immer nachläuft? Ah, da ist er ja. Wie heißt er?«

Wie konnte Morgan es wagen, sich über den Hund lustig zu machen! »Geht dich nichts an«, sagte Ned wütend. »Und jetzt geh mir aus dem Weg!« Ohne nachzudenken holte Ned mit der rechten Hand aus und schlug Morgan ins Gesicht.

Ein stechender Schmerz durchfuhr sein Handgelenk. Ned stolperte rückwärts und fiel gegen eine Mauer. Sein Arm! Sein Arm! Als er durch die Tränen in seinen Augen hochblickte, sah er, dass Morgans Nase heftig blutete.

»Du Bestie!«, schrie Morgan. »Ich hoffe, du hast dir noch einmal den Arm gebrochen!« Der ältere Junge drückte ein weißes Taschentuch gegen seine blutende Nase und stolperte davon.

Wagen und Menschen kamen weiter durch das Stadttor geströmt. Niemand kümmerte sich um den Jungen, der zusammengekrümmt an der Wand saß. Ned atmete schwer, bis der betäubende Schmerz in seinem Arm etwas nachließ. Held lag neben ihm und stieß von Zeit zu Zeit ein kleines Winseln hervor. Schließlich rappelte sich der Junge wieder hoch.

* * *

Irgendwie torkelte Ned nach Hause. Mit zusammengepressten Lippen zerschnitt seine Mutter den steifen Verband und hielt seinen Arm in einen Eimer kaltes Wasser, damit die Schwellung zurückging. Effie sah ihnen misstrauisch zu, sagte jedoch nichts. Aber als sein Vater nach Hause kam und hörte, dass Ned

sich erneut das Handgelenk gebrochen hatte, wollte er doch wissen, was geschehen war.

Ned blickte niedergeschlagen zu Boden. Er konnte schlecht sagen, dass er sich wegen seinem Hund geprügelt hatte. Er durfte schließlich gar keinen Hund haben.

»Eine Prügelei, was?«, brüllte sein Vater. »Sonst würdest du es mir wohl erzählen. Zwei Wochen ist es jetzt her, dass du dir den Arm gebrochen hast, und jetzt schon wieder! Noch einmal sechs Wochen warten, bis du wieder den Kohlewagen fahren kannst! Du Idiot!«

Dob Carter stürmte aus dem Haus. Ned sah den schmerzlichen Ausdruck auf dem Gesicht der Mutter. Sie wussten beide, wo er hingehen würde: ins Wirtshaus.

»Es tut mir Leid, Mama«, flüsterte Ned, als seine Mutter ihm wieder den Verband anlegte. »Ich wollte euch nicht noch mehr Sorgen machen.«

Ned verbrachte eine schlaflose Nacht. Sein Arm schmerzte, und sein Kopf tat ihm weh. Trotzdem stand er früh auf und lief zu den Docks, um als Botenjunge zu arbeiten. Doch innerlich war er wie zerrissen. Er wollte diesen Mr. Swift finden. Wenigstens wusste er den Namen. Aber er musste mindestens fünf Schilling in dieser Woche verdienen, wie wenn er den Kohlewagen fahren würde, und vielleicht sogar mehr, damit er für Pip etwas in sein Taschentuch stecken konnte. Was würde geschehen, wenn er Pip fand und Mr. Swift nicht das Geld zurückzahlen konnte?

Doch an diesem Tag ging es schlecht. Es war fast Mittag, bis ein Fährmann ihn rief und ihn in die Stadt schickte, um eine Nachricht zu überbringen. Der Schmerz in seinem Arm – der wieder in einer Schlinge hing – lähmte ihn. Aber er richtete die Nachricht, dass Waren angekommen waren, aus und bekam dafür ein Threepence-Stück. Dann trottete er zurück durch die Hauptstraße.

Held, wie üblich an Neds Fersen geheftet, knurrte laut. Der Junge sah auf; eine vertraute Gestalt ging vor ihm her. Es war Morgan. Ned verlangsamte seinen Schritt; er wollte mit ihm heute nicht zusammen treffen. Er beobachtete, wie Morgan in einen Laden hineinging. Sättel und Pferdegeschirre lagen im Schaufenster. Ned schaute sich das Schild über der Ladentür an. Er konnte zwar die Wörter nicht lesen, aber ein Sattel war in das Holz geschnitzt.

In diesem Augenblick kamen zwei Männer aus einer Bäckerei auf der anderen Straßenseite. »Geh schon weiter, Jake!«, rief der eine dem anderen zu. »Ich muss noch mein Zaumzeug in Swifts Laden holen.«

Ned fuhr erschreckt zusammen. Der Mann hatte »Swift« gesagt.

Das war also der Händler, nach dem er so lange gesucht hatte.

Erwischt

Ned wollte schon über die Straße in die Sattlerei rennen, aber er dachte, dass er besser warten sollte, bis Morgan den Laden wieder verlassen hatte. Dieser Lackaffe brauchte nicht zu wissen, was er dort zu tun hatte.

Ned blickte die Straße entlang, um einen Platz zu finden, an dem er unauffällig warten konnte. Plötzlich erblickte er Effie, die mit einem Wäschekorb auf ihn zukam. Schnell lief er in die Bäckerei und duckte sich hinter der Tür, dann lugte er vorsichtig aus dem Fenster. Zu seiner Überraschung ging Effie direkt in die Sattlerei hinein.

Neds Gedanken liefen durcheinander. Was hatte das alles zu bedeuten? Zuerst Morgan ... dann Effie? Beide waren jetzt in Swifts Sattlerei, und Swift war der Name, den der Fährmann erwähnt hatte, und dieser Swift sollte Kaminkehrerkinder nach London schicken?

Ned schüttelte den Kopf, als ob er damit seine Gedanken hätte zurechtrücken können. Effie hatte erzählt, dass Morgans Mutter eine von Mamas Kundinnen war. Effie lieferte einen Wäschekorb in der Sattlerei ab, und Morgan war dort. War Morgan etwa der Sohn von Mr. Swift? Und wenn Mr. Swift der Mann war, den er suchte, hatte seine Schwester etwa die ganze Zeit gewusst, wo Pip war, und es ihm nicht erzählt?

Plötzlich ergab alles einen Sinn. Mr. Swift hatte von Pip über Morgan gehört, und Morgan wusste über

Effie von Pip. Effie war die Verbindungsperson, die Lösung hatte die ganze Zeit vor seinen Augen gelegen, und er hatte sie nicht gesehen.

Ned fühlte sich machtlos. Was sollte er bloß tun? Sein Arm schmerzte vom Handgelenk bis zur Schulter, und er hatte einen Bärenhunger. Er blickte sich um; der Bäcker bediente gerade einen Kunden. Ein großes Blech mit frisch gebackenen Brötchen lag direkt auf dem Tresen bei der Tür. Schnell schnappte sich Ned zwei Brötchen, steckte sie in seine Schlinge und ging hinaus.

Er war schon halb über die Straße gegangen, als er jemanden hinter sich rufen hörte. Bevor er wusste, wie ihm geschah, hatte der Bäcker ihn erreicht und am Kragen gepackt. »Dieb! Dieb!«, schrie er. »Ich habe gesehen, wie du die Brötchen genommen hast. Gib mir die Brötchen

zurück.« Der Bäcker brüllte noch einige Schimpfworte und schüttelte ihn fest.

»Mein Arm!«, schrie Ned.

»Sie tun mir weh!«

Mit einem Satz war Held bei Ned und bellte den Bäcker wütend an.



»Ned! Ned! Was ist denn los?« Es war Effie, die aus der Sattlerei mit Morgan herausgestürmt kam.

»Ich werde euch sagen, was los ist!«, schimpfte der Bäcker. »Dieser kleine Dieb hat mir Brot gestohlen. Hier, nimm das dafür!« Und damit versetzte er Ned eine Ohrfeige.

Eine kleine Menschenmenge hatte sich bereits eingefunden. »Hängt ihn auf!«, rief jemand. »Das wird allen eine Lehre sein!«

»Nein!«, weinte Effie. »Hört auf! Er wird es zurückgeben. Hören Sie auf, meinen Bruder zu schlagen. Er ist verletzt, sehen Sie das nicht?«

In diesem Augenblick ertönte eine volle Stimme: »Guter Mann, was geht hier vor?«

Die Stimme war Ned vertraut. Er drehte sich um, obwohl der Bäcker ihn festhielt, doch zuerst konnte er niemanden entdecken. Dann bahnte sich Pfarrer Wesley einen Weg durch die Menge und stand vor ihm.

Der Bäcker hielt Ned weiterhin fest am Kragen. »Es geht um Folgendes, Sir«, begann der Bäcker. »Ich habe diesen Dieb hier erwischt, wie er mir Brötchen gestohlen hat. Ich will sie wiederhaben, und außerdem braucht der Junge eine deftige Strafe.«

»Er soll gehängt werden!«, schrie eine Stimme aus der Menge.

»Sie haben völlig Recht«, sagte Mr. Wesley ruhig, »wir müssen die Menschen vor Diebstahl abschrecken. Doch ich glaube, in diesem Fall liegt ein Missverständnis vor. Ich kenne diesen jungen Mann

sehr genau, und ich werde die Brötchen bezahlen. Carter, wo sind meine Brötchen, bitte?«

Ned starrte den Prediger an. Warum war Mr. Wesley schon wieder zurück in Newcastle? Dann merkte er, dass der Mann wartete. Langsam reichte er ihm die beiden Brötchen.

»Nun, lieber Bäcker, was bin ich Ihnen schuldig?«

Der Bäcker schaute ihn verwirrt an. Dann lockerte er den Griff an Neds Kragen. »Hm ... jedes kostet einen halben Penny.«

John Wesley nahm eine kleine Lederbörse aus der Tasche und holte zwei Penny heraus. »Ein Penny für die Brötchen und einen für die Unannehmlichkeiten.« Dann lächelte John Wesley Ned zu und biss ein großes Stück von seinem Brötchen ab.

Brummend ging der Bäcker wieder in seinen Laden, und die Menge begann sich zu zerstreuen. Da kam ein großer Mann mit einem dichten roten Bart aus der Sattlerei und drückte sich durch die Menschen. »Was ist hier los?«, fragte er. »Warum läufst du einfach so weg, Morgan?«

Wieder erstarrte Ned. Das musste Mr. Swift sein. Der Sattler hatte ein freundliches Gesicht, er trug keinen Mantel, und seine Hemdsärmel waren hochgekrem-pelt.

»Äh, Papa, das ist Effies Bruder«, sagte Morgan, »und ... äh ... er ...«

»So so«, sagte der große Mann. »Das ist also der Junge, der dich gestern mit einer blutenden Nase nach Hause geschickt hat?«

Effies Augen weiteten sich. »Ned! Das hast du doch nicht getan?«

Wut stieg in Ned auf, und er ballte die linke Faust. »Ich habe es getan! Und wenn ich gewusst hätte, dass diese Ratte Morgan seinem Vater von Pip erzählt hat ... und wenn ich gewusst hätte, dass sein Vater Pip verkauft hat ... hätte ich ... hätte ich noch einmal zugeschlagen.«

»Moment mal, Junge«, sagte Mr. Wesley und legte beruhigend seine Hand auf Neds Schulter. »Wovon sprichst du eigentlich?«

Ned riss sich los und ging einen Schritt auf Morgans Vater zu. »Sind Sie Mr. Swift? Wo ist mein kleiner Bruder? Ich will ihn jetzt sehen! Sie haben ihn mitgenommen! Sie haben meinen Bruder gestohlen.«

»Warte einen Augenblick«, sagte Mr. Swift mit erhobenem Zeigefinger. »Niemand hat hier jemanden gestohlen. Ich habe deinem Vater einen großen Gefal-



len getan. Morgan hat mir erzählt, dass Effie befürchtete, der kleine Pip müsse ins Bergwerk. Ich habe Kontakte in London zu jemandem, der Kaminkehrer ausbildet. Er braucht ständig Kinder wie deinen Bruder. Ich habe durch Effie ausrichten lassen, dass dein Vater zu mir kommen soll, wenn er sich mit mir darüber unterhalten will. Die Entscheidung lag bei ihm. Und vor ein paar Wochen kam er hierher. Ich habe ihm fünf Pfund für den Kleinen gegeben.«

Ned wirbelte zu Effie herum. »Du hast es gewusst! Du wusstest die ganze Zeit, wo Pip war! Ich habe wochenlang nach ihm gesucht und du hast es gewusst!«

»Aber, Ned ...!«, begann Effie.

Ned schnitt ihr das Wort ab und wandte sich wutentbrannt Morgan zu. »Morgan *Swift*. Ich hätte es mir eigentlich denken können. Als ich dich zum ersten Mal sah, wusste ich, dass wir Carters durch dich nur Ärger haben würden. Kannst du nicht endlich meine Schwester in Ruhe lassen? Kannst du dich nicht endlich nur um deinen Kram kümmern? Du Ratte! Warte nur, bis meine Hand wieder heil ist. Es macht mir nichts aus, dass du älter bist. Ich werde dir so sehr ins Gesicht schlagen, bis dich niemand mehr erkennt.«

»Das reicht!«, brüllte Mr. Swift, sein Gesicht war so rot wie sein Bart. »Sie, Sir, wie heißen Sie?«

»Ich bin John Wesley, Pfarrer John Wesley.«

»Nun, Mr. Wesley, Sie nehmen am besten Ihren jungen Freund mit, und ich will sein Gesicht nie wieder in der Nähe meines Geschäfts sehen. Verstanden, junger Mann? Wehe, du bedrohst Morgan noch einmal.«

»Natürlich, natürlich, Mr. Swift«, unterbrach Mr. Wesley schnell, nahm Ned bei den Schultern und schob ihn die Straße hinunter. »Ned muss sich ein wenig beruhigen, und wir werden uns unterhalten müssen.«

Ned drehte sich um. »Wartet! Wartet! Ich will Pip sehen! Ich will meinen Bruder sehen, jetzt!«

Einen Augenblick lang standen alle wie erstarrt. Dann räusperte sich Mr. Swift.

»Ich fürchte, das ist nicht möglich, Junge. Dein Bruder wurde vor ungefähr zwei Wochen mit dem Schiff nach London geschickt.«

Das Waisenhaus

Ned war wie betäubt. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich von Mr. Wesley führen. Er achtete nicht darauf, wohin sie gingen, und schüttelte nur den Kopf, als Mr. Wesley ihm das zweite Brötchen anbot, das er beim Bäcker gekauft hatte.

»Hier sind wir«, sagte Mr. Wesley nach einer Weile. »Das Waisenhaus!« Ned blickte auf. Das Waisenhaus war ein großes zweistöckiges Haus mit einem Stall – direkt an der Stadtmauer. Ned sah, wie Lucy, Mr. Wesleys Pferd, den Kopf aus dem Fenster streckte. Held wanderte schnüffelnd herum, um den Stall zu untersuchen, während Mr. Wesley den Jungen in das Haus schob.

»Mrs. Murray!«, rief der Prediger mit seiner durchdringenden Stimme. »Eine starke Tasse Tee für meinen jungen Freund, bitte!« Wenige Minuten später kam eine hübsche Frau, die ihr dichtes braunes Haar zu einem Dutt aufgesteckt hatte, mit einem Tablett in das Zimmer. Auf dem Tablett trug sie Tee, frisches Brot und Butter. Zwei grinsende Jungengesichter schauten um die Ecke, die beiden waren ungefähr acht und zehn Jahre alt. Mrs. Murray scheuchte die beiden weg und schloss die Tür hinter sich.

Mr. Wesley goss einen großen Becher Tee mit Milch und Zucker ein und reichte ihn Ned. »Iss und trink, Junge. Darauf bestehe ich. Und dann erzählst du mir, worum es eigentlich ging.«

Der Tee tat gut. Er wärmte Ned durch und durch. Ge-

horsam bestrich er ein Stück Brot mit Butter und erzählte, während er aß, die ganze Geschichte, seit sie sich auf der Straße getroffen hatten – alles, außer den Schillingen, die er beiseite getan hatte.

»Du hast also Geld als Botenjunge verdient trotz deines gebrochenen Arms ... gut, gut.« Mr. Wesley nickte anerkennend. »Das ist eine wirklich gute Einstellung zur Arbeit. Ich rede immer wieder davon. ›Verdiene, wo du kannst‹, vorausgesetzt man tut es ehrlich!«

Ned fühlte sich plötzlich unwohl, weil er Mr. Harris versprochen hatte, nichts zu sehen und zu hören, dabei hatte ihn sein Vater davor gewarnt, sich in die schmutzigen Geschäfte verwickeln zu lassen, die an den Docks betrieben wurden. Natürlich wusste er nichts Genaues. Aber dass er fast jeden Tag sein Essen stahl, das wusste er genau.

»Und die ganze Zeit hast du nach deinem Bruder Pip gesucht und gehofft, dass er noch hier in Newcastle wäre?«, fuhr Mr. Wesley fort.

Ned nickte.

»Eine bittere Enttäuschung. Wirklich bitter.« Mr. Wesley stand auf und ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt. »Eine üble Sache, Kinder aus ihren Familien zu holen. Ich nehme an, dein Vater dachte, das wäre besser für den Kleinen, als ihn ins Bergwerk zu schicken.«

»Aber es war alles umsonst!«, warf Ned ein. »Das Geld, das Mr. Swift Papa gegeben hatte, wurde gestohlen.«

Mr. Wesley hielt inne und drehte sich zu Ned um.

»Aber dafür darfst du Mr. Swift nicht die Schuld geben. Er hat deinem Vater das Geld ordnungsgemäß übergeben. Was auch immer wir von der ganzen traurigen Geschichte halten mögen: Es war eine Abmachung zwischen zwei erwachsenen Männern.«

Ned antwortete nicht, er war schon wieder wütend auf seinen Vater. Mr. Wesley setzte sich und blickte Ned offen an.

»Wenn du Pip hier in Newcastle gefunden hättest, was hättest du dann getan?«

»Nun ja, ... ich ... ich glaubte, wenn ich fünf Pfund von meinem Lohn zusammensparen könnte, würde Mr. Swift Pip vielleicht gehen lassen.«

»Ah, du wolltest also Pip zurückkaufen.« Freundlich legte Mr. Wesley Ned eine Hand auf die Schulter. »Wie lange hätte es denn gedauert, bis du fünf Pfund zusammengehabt hättest?«

Ned dachte an die paar Schillinge, die er in seinem Taschentuch hatte, und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht«, sagte er verzweifelt. Dann blickte er zu Mr. Wesley auf. »Ich weiß nur, dass ich meinen Bruder finden muss. Er kann einfach nicht für immer weg sein. Und Mama, sie ist nicht mehr dieselbe, seit Pip weg ist.«

Sie wurden von einem leisen Klopfen an der Tür unterbrochen. Mrs. Murray streckte ihren Kopf durch die Tür. »Da steht ein junges Mädchen vor der Tür. Sie fragt nach ihrem Bruder«, sagte sie und lächelte freundlich. Sie trat zur Seite, und Effie kam ins Zimmer.

Neds Augen wurden schmal, und wieder spürte er Ärger in sich aufsteigen. »Wie hast du mich gefunden?«

»Ganz einfach, Held sitzt auf der Treppe vor dem Haus. Da war mir alles klar«, sagte Effie spöttisch.

Mr. Wesley grüßte Effie mit einem Lächeln und streckte ihr die Hände entgegen. »Willkommen im Waisenhaus, Effie. Komm her und trink eine Tasse Tee mit uns. Sie auch, Mrs. Murray! Mrs. Murray ist unsere Gastgeberin und Hausmutter«, stellte er sie vor.

Bei Effies skeptischem Blick schmunzelte er. »Der Name ›Waisenhaus‹ ist ein wenig missverständlich, das gebe ich zu. Momentan gibt es nur zwei Waisenkinder hier. Aber das Waisenhaus ist außerdem Versammlungshaus der Methodisten in Newcastle.«

Er drehte sich zu Mrs. Murray um. »Grace, das sind Effie und Ned Carter aus Gateshead. Vor ein paar Wochen war ich bei ihnen zu Hause. Vielleicht erinnerst du dich, ich habe davon erzählt.«

»Carter?«, fragte Mrs. Murray und goss zwei weitere Tassen Tee für sich und Effie ein. Sie hatte eine Stimme, die voller Sonnenschein zu sein schien. »Ist eure Mutter nicht am Sonntag zum Gottesdienst hier gewesen? Eine liebe Frau. Ich habe sie zu unserer Frauengruppe mittwochs eingeladen, aber bis jetzt ist sie noch nicht gekommen.«

Wesley zog die Augenbrauen hoch. »Mrs. Carter ist zum Sonntagsgottesdienst gekommen? Gut! Gut! Und jetzt ihr, Effie und Ned, es wäre schön, wenn ihr zu unserem Kindergottesdienst kommen würdet.

Wir bringen den Kindern und Jugendlichen das Lesen bei und lesen gemeinsam in der Bibel.«

Ned zuckte zusammen. Er konnte nicht »Nein« sagen nach allem, was Mr. Wesley jetzt schon zum zweiten Mal für ihn getan hatte. Er wollte gern lesen lernen, aber ... war das wirklich so wichtig, jetzt, wo Pip endgültig weg war. Es konnte ja sein, dass er ihn nie wiedersehen würde.

Als sie schon gehen wollten, nahm Mr. Wesley Ned beiseite. »Ned, gib nicht auf, deinen Bruder zu suchen. Es sieht im Augenblick zwar unmöglich aus, ihn zu finden, aber für Gott ist nichts zu schwer.«

»Selbst Gott könnte Pip ohne Adresse in London nicht finden«, murmelte Ned. »Und Mr. Swift wird sie mir bestimmt nicht geben.«

»Trotzdem musst du Gott vertrauen.« Mr. Wesley begleitete ihn zur Tür. »Ich bleibe vorerst noch für einige Wochen hier in Newcastle, um neue Leute auszubilden. Und Mrs. Murray möchte, dass ich ihr helfe, den Unterricht in Gang zu bringen. Dann werde ich wieder reisen, diesmal wohl in den Süden, nach London. Willst du in der Zwischenzeit sonntags hierher kommen?«

Ned zuckte die Schultern und nickte leicht.

»Oh, und noch etwas«, sagte Mr. Wesley. »Es ist falsch, Essen zu stehlen. Wenn du im Laufe des Tages Hunger haben solltest, dann komm hierher zum Waisenhaus. Mrs. Murray wird dir etwas geben. Versprichst du mir das?« Verlegen nickte Ned. »Gut.«

Effie begleitete Ned bis zum Stadttor. »Ich muss noch schmutzige Wäsche bei einem von Mutters Kunden

abholen, aber erst muss ich dir etwas sagen«, meinte Effie.

»Ned, ich wusste nicht, dass du Pip gesucht hast. Du hast es nie irgendjemandem gesagt. Ich habe dir nichts von Mr. Swift erzählt, weil Papa dachte, es wäre das Beste für Mama und den Rest der Familie, wenn sie nicht wüssten, wo Pip hingekommen war. Er wusste, wie schwer es würde, Pip gehen zu lassen, aber als es einmal geschehen war, gab es kein Zurück mehr.«

»Aber ... nach London, Effie!«

»Ich weiß«, sagte sie tonlos. »Wir hatten alle solche Angst, dass Pip im Bergwerk verletzt werden oder sogar sterben könnte. Und nun ist es so, als wäre er tot.«

Ihre Worte drangen bis in sein Innerstes. Es war, als würden sie eine offene Wunde berühren. Ja, genauso



empfand er es auch: Es war, als wäre Pip schon tot. Sie würden ihn niemals mehr wiedersehen.

Die beiden kamen zum Stadttor, und Ned nahm den Weg zu den Docks hinunter. Der Tag war noch nicht vorbei, und er musste weiter nach Arbeit Ausschau halten. Doch Effie legte ihm ihre Hand auf seinen Arm.

»Ned, du täuschst dich, was Morgan betrifft. Er und sein Vater haben nur versucht, uns zu helfen. Ich weiß, es klingt furchtbar, aber gib ihm doch eine Chance.«

Ned riss sich los und stapfte die Straße hinunter, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er wollte nicht einmal mehr über Morgan Swift nachdenken, noch weniger wollte er ihm »eine Chance geben«, was auch immer das heißen mochte. Wenn Morgan Swift nicht gewesen wäre, wäre Pip jetzt nicht in London.

Mr. Wesleys Regel

Jeden Tag ging Ned bei Sonnenaufgang zu den Docks und versuchte, so fleißig wie möglich zu sein, um nicht nachdenken zu müssen. Fast täglich sah er John Wesley, wenn er beim Stadttor oder auf dem Marktplatz predigte. Manchmal spotteten die Menschen noch, aber immer mehr hörten ihm zu.

Gegen Ende der Woche brachte Ned fünf Schilling nach Hause – genau so viel, wie er mit dem Kohlewagen verdient hätte – und konnte sogar einen weiteren Schilling und ein Sixpence-Stück in sein Taschentuch knoten.

Er wusste nicht, warum er das Geld noch sparte. Es würde Monate dauern, bis er fünf Pfund verdient hätte. Und dann müsste er auch noch das Glück haben, Pip in dem Hunderte von Meilen entfernten London zu finden. Aber überhaupt nichts zu tun, hieße, alles aufzugeben. Er konnte seinen kleinen Bruder doch nicht einfach im Stich lassen.

Am Sonntagnachmittag gingen Effie, Ned und ihre Mutter mit den kleineren Schwestern zum Waisenhaus in den Gottesdienst und den Unterricht. Ungefähr dreißig Männer, Frauen und Kinder saßen auf Holzbänken. Ned gefiel das Singen, das von einem Mann geleitet wurde, den er aus dem Bergwerk kannte. Einige der Melodien waren ihm bekannt, aber der Text war anders. Eine Frau, die ein selbst gewebtes Kleid und einen Hut trug, betete.

Dann hielt John Wesley eine Predigt. Ned wollte sich ursprünglich die Ohren zuhalten, aber Mr. Wesley predigte in diesem kleinen Raum genauso laut wie vor dem Stadttor! »Arbeitet ihr für eure Errettung? Ihr könnt sie euch nicht erkaufen. Strengt ihr euch an, ein rechtschaffenes Leben zu führen, damit ihr gut genug werdet, um in den Himmel zu kommen? Ihr werdet nie gut genug sein. Die Errettung ist ein Geschenk Gottes, das selbst dem schlimmsten Sünder geschenkt wird. Doch ihr müsst dieses Geschenk im Glauben annehmen. Durch den Glauben, Brüder und Schwestern! ...«

Schließlich sangen sie noch ein Lied, dann war der Gottesdienst vorüber. Danach wurden die Kinder und Jugendlichen eingeladen, noch zum Unterricht zu bleiben. Mr. Wesley begann mit dem Alphabet. Als sie A, B, C, D und E erkannten, gab er ihnen Bücher und ließ sie diese Buchstaben heraussuchen. Einmal zeigte er Ned die Buchstaben B, A und D.

»Wenn man diese Buchstaben und damit die Laute zusammensetzt, bilden sie das Wort ›BAD‹«, erklärte er mit einem Lächeln.

Ein Hoffnungsschimmer flackerte in Ned auf. Vielleicht konnte er ja wirklich lesen lernen. Wäre es nicht toll, wenn er wie Mr. Wesley Bücher lesen könnte?

Die nächsten Wochen vergingen wie im Flug. Sein Vater freute sich über das Geld, das Ned als Botenjunge an den Docks verdiente, und Ned konnte kaum den Sonntag erwarten, an dem er mehr Buchstaben lernen und neue Wörter zusammensetzen würde. Sein Handgelenk wurde immer besser, obwohl Ned

manchmal befürchtete, dass es verkrüppeln könnte, weil es immer noch nicht richtig stand.

Dann kam eines Tages auch Morgan Swift zum Waisenhaus. Mrs. Carter lächelte ihn an und rückte ein Stück in ihrer Bank auf, um ihm Platz zu machen. Ned schmolle. Würde dieser Morgan Swift denn überall auftauchen? Konnten sie nicht einmal einen Gottesdienst besuchen, ohne dass Morgan sich blicken ließ?

Der Junge besuchte anschließend auch den Unterricht. Ned musste sich mächtig anstrengen, um sich nicht von seinen Buchstaben ablenken zu lassen.

»Heute möchte ich euch zwei neue Wörter beibringen«, begann Mr. Wesley. Er schrieb diese Wörter mit Kreide auf eine große Tafel: D-U K-A-N-N-S-T.



»Heute«, sagte er, »lernen wir meine ›Regel für das Leben eines Christen«. Wenn wir zu diesen beiden Wörtern kommen, lest sie laut mit.« Er hielt einen großen Zettel hoch, auf dem etwas mit schwarzer Tinte aufgeschrieben war.

*Tu Gutes so viel du kannst;
Tu Gutes mit allem, was du kannst;
Tu Gutes so gut du kannst;
Tu Gutes wo du kannst;
Tu Gutes wann du kannst;
Tu Gutes an jedem, wenn du kannst;
Tu Gutes solange du kannst.*

Die Kinder lasen jedes Mal »DU KANNST« mit, wie er es gesagt hatte, und bald konnten sie diese »Lebensregel« auswendig.

Nach dem Unterricht sollte Ned noch dableiben. »So. Du bist also wütend, dass Morgan Swift heute gekommen ist?«, fragte Mr. Wesley freundlich.

Ned senkte den Kopf und spürte, wie seine Ohren rot wurden. Konnte Mr. Wesley in ihn hineinsehen?

»Ned, du wirst niemals nach dieser Lebensregel, die wir heute gelernt haben, leben können, wenn du in deinem Herzen Zorn gegenüber jemandem hast. Du musst Morgan Swift verzeihen – und deinem Vater und Effie und Mr. Swift – du musst verzeihen, was sie mit Pip getan haben. Und noch viel wichtiger ist, ...« John Wesley hob Neds Gesicht, bis er ihm in die Augen blicken konnte. »Noch viel wichtiger ist, dass du dir selbst verzeihst. Ich glaube, du bist wütend auf dich, weil du dir das Handgelenk gebrochen hast. Es war ein Unfall. Du hast deine Arbeit im Bergwerk

verloren, und tief in deinem Innersten gibst du dir selbst die Schuld.«

Mr. Wesley wartete, bis Ned diese Worte ganz erfasst hatte. Dann sagte er: »Jesus vergibt dir, wenn du bereit bist, deine Schuld zu bekennen.«

Ned sagte nichts. Doch die ganze Woche über, während er als Botenjunge für die Fährleute an den Docks lief, beschäftigten ihn Mr. Wesleys Worte. *Morgan Swift verzeihen? Sich selbst verzeihen?* All die Gefühle, die er unterdrückt hatte, indem er so viel wie möglich arbeitete, kamen hoch. Ja, er war wütend! Wütend auf Effie und Papa und Mr. Swift und Morgan und ... und auf sich selbst. Aber dieser Zorn saß tief in ihm. Würde er jemals vergehen?

Am Samstag ging Ned nach einem seiner Botengänge beim Waisenhaus vorbei und fragte, ob er Mr. Wesley sprechen könnte.

Er holte tief Luft. »Ich habe ... darüber nachgedacht, was Sie mir gesagt haben.« Er schluckte. »Ich möchte meine Schuld bekennen und vergeben bekommen. Und ...«, er schluckte wieder, »... ich möchte Morgan Swift verzeihen. Aber ich weiß nicht, wie.«

Mr. Wesley lächelte. »Ich werde dir zeigen, wie.« Und damit legte er Ned den Arm um die Schultern und führte ihn aus dem Waisenhaus in die Straßen von Newcastle. Ned war erstaunt. Wo gingen sie hin? Hier um die Kurve, die Straße hinunter, noch einmal um die Kurve, und plötzlich wusste Ned, in welche Richtung sie liefen.

Swifts Sattlerei.

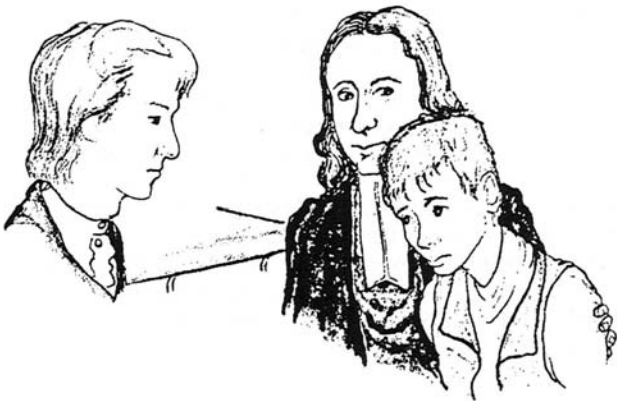
Bald hatten sie das Geschäft erreicht, und Mr. Wesley ging direkt hinein. Er wartete, bis Mr. Swift mit dem Kunden fertig war, den er gerade bediente, dann bat er, mit Vater und Sohn sprechen zu dürfen.

Der große Mann mit dem roten Bart blickte Mr. Wesley und Ned überrascht an, doch dann ging er nach hinten und kam mit Morgan zurück. Morgan sah misstrauisch von Ned zu Mr. Wesley.

»Ned möchte dir etwas sagen«, kündigte Mr. Wesley an.

Ned wäre am liebsten eine Maus gewesen, die sich schnell in ihr Loch hätte verkriechen können. Er etwas sagen? Was sollte er denn sagen? Und dann purzelten die Worte nur so aus ihm heraus.

»Morgan, es ... es tut mir Leid, dass ich dir eine blutige Nase geschlagen habe«, stammelte er. »Ich wollte es eigentlich nicht; es ist einfach passiert. Ich war wütend, und du bist mir gerade über den Weg



gelaufen. Und, es tut mir Leid, dass ich so hässliche Dinge über dich gesagt habe. Effie sagt, du bist nicht schlecht. Aber ich habe dir nie eine Chance gegeben.«

So. Jetzt hatte er es gesagt. Und dann merkte er, dass der Zorn, der sich wochenlang in ihm aufgestaut hatte, plötzlich verschwunden war.

Ein Grinsen flog über Morgans Gesicht. »Ist schon in Ordnung. Ich glaube, du hast dir selbst damit mehr wehgetan als mir – schließlich hast du dir dabei noch einmal den Arm gebrochen. Und weißt du, Ned, es tut mir genauso Leid wegen Pip. Aber du musst mir glauben, ich wollte nur Effie und deiner Familie helfen. Sonst hätte Pip wahrscheinlich ins Bergwerk müssen – und er ist doch noch so klein.«

»Ich weiß.«

Es herrschte betroffenes Schweigen. Dann räusperte sich Mr. Swift. »Nun, ja, das war eine gute Entschuldigung. Und da du dich entschuldigst hast, nehme ich auch zurück, was ich gesagt habe. Du bist hier jederzeit willkommen, vielleicht habe ich sogar einige Botengänge, die du für mich erledigen kannst, solange dein Arm nicht zu gebrauchen ist.«

Ned traute seinen Ohren nicht. Das war also Verzeihen? Er sah Mr. Wesley an, doch dieser blickte nur ernst und nachdenklich in die Runde.

»Der Junge weiß Ihr Angebot zu schätzen, da bin ich sicher, Mr. Swift. Aber ich möchte Sie auch um einen Gefallen bitten. Wären Sie so freundlich, uns den Namen des Mannes in London zu nennen, der Kaminkehrerkinder ausbildet, und vielleicht auch seine Adresse?«

Ned war nicht der Einzige, der Mr. Wesley mit offenem Mund anstarrte. Auch Mr. Swift blickte ihn ungläubig an.

»Ich habe nicht die Absicht, Ihnen Schwierigkeiten zu bereiten«, versicherte Mr. Wesley dem Mann. »Ich Sorge mich nur um das Wohlergehen eines kleinen Jungen. Vielleicht gibt es eine andere Möglichkeit für alle Beteiligten.«

»Hmm.« Mr. Swift rieb sich nachdenklich seinen roten Bart. »Ich denke, es geht in Ordnung. Mr. Timothy Bobbitt ist sein Name. Spezialist für Schornsteine. Billingsgate.«

John Wesley dankte höflich, indem er den Kopf senkte. »Ich danke Ihnen. Guten Tag, und Gott segne Sie.«

Ned folgte Mr. Wesley aus dem Laden, seine Gedanken schossen durcheinander. »Warum haben Sie ihn das gefragt? London ist ein paar hundert Meilen von Newcastle entfernt.«

»Ganz richtig, junger Mann, du hast ganz Recht. Aber ich habe eine Idee. Hoffentlich hört mich dein Vater an!«

Faule Eier

Ned war gespannt darauf, was John Wesley als Nächstes tun würde. Der kleine Prediger setzte sich an den Tisch im Hause der Carters gegenüber von Neds Mutter und Vater.

»Gott hat mir den Auftrag gegeben, in ganz England von Stadt zu Stadt zu reisen«, sagte Mr. Wesley. »Manchmal lege ich mehr als viertausend Meilen im Jahr zurück! Ich predige, wo immer Menschen sind, und zu allen, die mir zuhören wollen. Ich besuche und unterstütze die methodistischen Gemeinschaften und versuche, überall dort eine solche ins Leben zu rufen, wo noch keine ist.«

»Sind Sie ein studierter Pfarrer oder nur ein Hochstapler?«, fragte Dob Carter brüsk.

Mr. Wesley lächelte. »Ich bin ordiniertes Pfarrer der Kirche von England. Doch Gott hat den Auftrag gegeben, allen Menschen zu sagen, dass sie durch den Glauben errettet werden – und nicht alle Menschen gehören der Kirche an.«

Dob Carter rutschte verlegen auf der Bank hin und her.

»Aber ich bin nicht mehr jung«, fuhr Wesley fort, »und meine ältlichen Knochen fangen an, mir diese langen Tage im Sattel übel zu nehmen. Ich habe schon daran gedacht, mir eine Kutsche zu mieten ...«

Neds Vater schüttelte den Kopf. »Das hat keinen Sinn. Keine Straße von Newcastle aus, ob nach Nor-

den oder nach Süden, ist für Kutschen geeignet. Nur zu Fuß oder per Pferd kommt man durch.«

Mr. Wesley lachte zustimmend. »Sie haben Recht. Der Zustand der Straßen ist wirklich fürchterlich. Aber wenn man erst einmal in York ist, werden die Straßen besser. Was ich jedoch brauche, ist ein Fahrer. Und ich würde gerne Ned dafür anstellen.«

Louisa Carter stieß einen kleinen Laut aus, und Ned starrte mit offenem Mund. Er konnte kaum glauben, was er da hörte.

»Ned anstellen?«, Dob Carter konnte es selbst kaum glauben. »Der Junge hat einen gebrochenen Arm und kann nicht einmal einen Kohlewagen fahren. Außerdem brauchen wir ihn hier. Wir sind eine arme Familie, Mr. Wesley, und wir brauchen jeden, der Geld verdienen kann.«

»Genau«, sagte Wesley. »Und deswegen will ich Ned auch sechs Schilling in der Woche bezahlen, die ich Ihnen direkt geben werde, und außerdem komme ich für alles auf, während er mit mir unterwegs ist.«

Sechs Schilling pro Woche! Das war ein Schilling mehr als das, was Ned normalerweise mit dem Kohlewagen verdiente. Ned sah, wie sein Vater die Idee von allen Seiten bedachte. Doch dann schüttelte er wieder den Kopf.

»Ich bin ein ehrlicher Mann, Pfarrer Wesley. Deshalb muss ich Ihnen sagen, dass ich nicht weiß, ob der Junge es kann. Oh, natürlich, er ist ein guter Fahrer, aber es war ein schwieriger Bruch, und er hat den Arm durch seine Unbedachtsamkeit noch einmal gebrochen. Außerdem ...«, Dob Carter vermied es, sei-

nem Sohn in die Augen zu blicken, »... können wir es uns nicht leisten, einen Arzt aufzusuchen, damit er den Arm richtet. Offen gesagt, wir wissen nicht, ob der Arm je wieder richtig in Ordnung kommen wird.«

Bei diesen Worten stieß Ned hervor: »Aber er wird wieder in Ordnung kommen, Papa! Es ist schon vier Wochen her, seit er zum zweiten Mal gebrochen war, und jeden Tag wird er kräftiger. Wenn wir erst einmal in York sind, werde ich sicher eine Kutsche fahren können.«

John Wesley wandte sich zu Mrs. Carter. »Ich weiß, wie schwer es Ihnen fällt, Pips Abwesenheit zu ertragen, liebe Frau, und aus diesem Grund zögere ich, Ihren zweiten Sohn mitzunehmen. Aber ich versichere Ihnen: Ned wird in wenigen Monaten wieder hier sein.«

»Ich danke Ihnen«, sagte sie.

»Es gibt noch einen weiteren Grund, warum ich Ned mitnehmen will«, fügte Mr. Wesley hinzu. »Er hat gute Fortschritte im Lesen gemacht. Bevor ich Prediger wurde, war ich Lehrer, und ich würde gern den Unterricht mit Ned fortsetzen.« Er beugte sich zu Dob Carter herüber. »Lieber Mann, wenn es eine andere Zukunft für die Carters statt der Arbeit in den Minen geben soll, dann kann das nur durch eine bessere Bildung geschehen.«

Zu Neds Überraschung kamen sie bald überein: Er würde als Kutscher mit Mr. Wesley fahren.

* * *

Ende Oktober war es feucht und kalt, als Mr. Wesleys Pferd und eine ruhige Stute, die für Ned gekauft worden war, vom Waisenhaus aus aufbrachen und in südlicher Richtung die schlammigen Straßen entlangtrabten. Sie waren endlich unterwegs nach London. Held war lange hinter ihnen hergerannt – jetzt nicht mehr auf drei Beinen, er hinkte außerdem nur noch ganz leicht – dreimal hatte Ned ihn zur Stadt zurückgejagt. Schließlich hatte sich der Hund traurig in die Mitte der Straße gesetzt, bis sie außer Sicht waren.



Eine Zeit lang ritten sie schweigend nebeneinander her. Ned machte sich Sorgen um den Hund. Wer würde für ihn sorgen, wenn er jetzt weg war? Doch es half nichts. Und Ned, der noch nie von der geschäftigen Stadt am Tyne weggekommen war, wurde immer aufgeregter, je weiter sie nach Süden kamen. Eines wollte er jedoch sofort wissen.

»Sie haben meinen Eltern nichts davon gesagt, dass wir Pip suchen würden, wenn wir in London sind. Warum?«

»Weil ich nicht weiß, was geschehen wird, wenn wir dort sind. Und ich möchte keine falschen Hoffnungen wecken. Wie Abraham und Isaak gehen wir einfach den Berg hinauf im Vertrauen auf das Wort Gottes. Gott wird schon für das Opferlamm sorgen.«

Ned verstand überhaupt nichts. Wovon sprach dieser Mann? Es musste sich um irgendeine Geschichte aus der Bibel handeln. Es gab noch weitere Fragen, die er gern gestellt hätte, aber er wartete lieber, bis sie anhielten, um Rast zu machen und Brot und Käse zu essen.

»Mr. Wesley, Sie scheinen selbst nicht viel Geld zu haben. Ihre Kleidung ist schlicht und sogar an manchen Stellen geflickt. Sie haben einmal gesagt: ›Verdiene, was immer du kannst.‹ Aber Sie haben keine richtige Arbeit, eine, bei der man Geld verdienen kann, meine ich«, fügte er hastig hinzu. »Wie können Sie mir da den Lohn als Kutscher bezahlen?«

Mr. Wesley schmunzelte. »Eine gute Frage, in der Tat. Ja, ich sage: ›Verdiene, was immer du kannst,‹ unter der Voraussetzung, dass du es ehrlich tust und niemandem damit schadest. Aber das ist nur eine Seite von dem, was ich über Geld denke.«

Ned bemerkte, dass Mr. Wesleys Stimme den Ton annahm, den sie auch beim Predigen hatte, auch wenn jetzt seine »Gemeinde« nur aus einem dreizehnjährigen Jungen und zwei Pferden bestand.

»Der zweite Teil lautet: ›Spare alles, was du kannst.‹ Gib das mühsam Verdiente nicht für Unnützes, Luxus und billige Unterhaltung aus. Spare alles, was du kannst, und Sorge für die grundlegenden Bedürf-

nisse: einfaches Essen, eine einfache Unterkunft, einfache Kleidung. Auf lange Sicht ist das sowieso am gesündesten.

Und damit kommen wir zum dritten Teil: ›Gib, was immer du kannst.‹ Gott gibt uns nicht Geld, damit wir es horten. Wenn unsere Bedürfnisse befriedigt sind, sollen wir alles weggeben, was wir können, um den Menschen zu helfen, die es brauchen.«

Mr. Wesley packte das restliche Essen wieder in die Satteltaschen. »Mach dir keine Gedanken, Ned. Gott hat für alle meine Bedürfnisse gesorgt, und sogar noch darüber hinaus. Den Rest gebe ich denen, denen ich damit etwas Gutes tun kann.«

Der ältere Mann und der Junge stiegen wieder auf die Pferde und ritten durch den Norden Englands; sie kamen an großen Schafweiden vorbei, an ärmlichen, kleinen Bauernhöfen mit großen Steinwällen, die die Grenze zum Nachbargrundstück bildeten.

Ned dachte darüber nach, was John Wesley ihm gesagt hatte. Er hatte eine ganz praktische Einstellung zu allem: sparsam sein, vernünftig essen, auf die eigene Gesundheit achten, dem Nächsten Gutes tun, Streit schlichten, den Feinden vergeben, Bibelstellen auswendig lernen ... Plötzlich fing Ned an zu lachen.

›Ich habe bloß herausgekriegt, was der Name ›Methodisten‹ eigentlich bedeutet«, sagte er und lachte seinen erstaunten Gefährten an. »Sie haben für alles eine Methode – das ist ein wirklich praktisches Christsein.«

Mr. Wesley schmunzelte. »Daran ist meine Mutter schuld. Eine praktischere Frau als Susanna Wesley

hast du in deinem Leben noch nicht gesehen. Sie hielt unsere Familie mit ihrer zupackenden Art zusammen, während mein Vater – ein vollkommen unpraktischer Mann – Gedichte schrieb und für irgendwelche Dinge eintrat. Nun ja ... ich schätze, mein Bruder Charles und ich sind eine gute Mischung aus beiden.«

In York hatten die dortigen Methodisten bereits eine Kutsche für Mr. Wesleys Reise organisiert. Im Inneren befand sich sogar ein kleiner Schreibtisch, damit er unterwegs arbeiten konnte. Ned war aufgeregt, als er auf den Kutschbock stieg und die Zügel aufnahm. Es war das erste Mal seit seinem Unfall mit dem Maultierwagen. Sein Handgelenk war noch schwach, aber Mr. Wesley ermutigte ihn, es ruhig langsam angehen zu lassen. Die ersten paar Tage gingen ohne Zwischenfälle vorüber, auch wenn Neds Arme müde waren und schmerzten, als sie in die nächste Stadt kamen.

Wann auch immer sie in einen Ort kamen, predigte Mr. Wesley. Doch jedes Mal, wenn eine Menschenmenge sich ansammelte, war Ned nervös. Die Menschen benahmen sich wie die Leute außerhalb des Stadttors von Newcastle, als Ned Mr. Wesley zum ersten Mal hatte predigen sehen: Sie schrien, bewarfen ihn und lachten den kleinen Mann aus, der auf einer Kiste oder einem Heuballen stand. Er versuchte, ihnen zu sagen, dass Gottes Liebe für alle Menschen gleich war, egal ob arm oder reich.

In einer Bergbauernstadt bahnte sich ein Herr mit einer gepuderten Perücke und einem offenbar teuren Mantel seinen Weg durch das neugierige Volk und winkte mit seinem geschnitzten Gehstock. »Geht

nach Hause! Schenkt diesem methodistischen Teufel keine Beachtung!«, schrie er fluchend. »Wenn ihr Religion braucht, dann geht sonntags in die Kirche. Und jetzt zurück an die Arbeit, ihr Taugenichtse.«

Ned, der mit der Peitsche in der Hand in der Nähe stand, meldete sich zu Wort. »Mein Herr, wenn ich Mr. Wesley richtig verstehe, glaube ich nicht, dass Gott Ihre Art zu sprechen besonders schätzt.«

Einige Menschen lachten. Der Herr errötete.

»Wer bist du? Glaubst du etwa, von einem Kutscherjungen wie dir muss *ich* mir etwas sagen lassen?«

Ned antwortete höflich: »Ja, mein Herr, das glaube ich. Wir sind alle Sünder – die Reichen wie die Armen. Und wir brauchen alle das Evangelium, das Mr. Wesley predigt.«

Der Mann schloss in ohnmächtiger Wut seinen Mund und lief rücksichtslos aus der Menge. Als John Wesley davon hörte, schüttelte er belustigt den Kopf. »Ich werde wohl bald aufhören können und dir das Predigen überlassen, Ned.«

Die Wochen vergingen. Ned zählte schon gar nicht mehr die Städte, durch die sie schon gekommen waren. Der Herbstregen begleitete sie inzwischen fast unaufhörlich und machte die Straßen schlammig und rutschig. Wenigstens einmal am Tag mussten sie die Kutsche aus dem Matsch graben, und des Öfteren überanstrengte Ned sein Handgelenk, wenn er die Zügel fest anzog, sobald sie eine schlammige Hügelstraße hinabfuhren. Aber Mr. Wesley legte einen Verband um Neds Handgelenk an, damit es gestützt würde. Und manchmal blieben sie sogar einen oder

zwei Tage länger als geplant bei einer der methodistischen Gemeinden, bis sein Handgelenk besser wurde.

»In ein paar Tagen erreichen wir London«, sagte John Wesley zu Ned, als er in Bedford aus der Kutsche stieg, das etwa fünfzig Meilen nördlich von London liegt. Ned war müde, aber er holte die Holzkiste hervor, auf der Mr. Wesley immer stand, wenn er predigte. Mr. Wesley fing an, trotz des feinen Nieselregens zu den Leuten zu sprechen, die vorbeigingen. Wie immer hatte sich bald eine Menschenmenge um ihn geschart. Mr. Wesley fuhr trotz der Schreie und Beschimpfungen mit seiner Predigt fort, seine durchdringende Stimme übertönte die Zwischenrufe.

Ned sah einen Mann, der sich in seiner grob gewebten Jacke seinen Weg durch die Leute bahnte und einen kleinen Sack vorsichtig vor sich her trug. Nichts Gutes ahnend, kam Ned näher, um zu sehen, wie es weiterging. Der Mann stand ganz vorne, er schien zuzuhören, aber Ned bemerkte, wie er einige Eier und Tomaten aus dem kleinen Sack in seine Jackentaschen steckte.

Ned wusste, dass es nur noch wenige Augenblicke dauern würde, bis Mr. Wesley mit Eiern und Tomaten beworfen würde – wahrscheinlich waren sie sogar faul. Doch was sollte er tun? Der Mann war groß und breitschultrig wie sein Vater. Dann hatte Ned plötzlich eine Idee.

»Onkel!«, rief er aus und umarmte den dicken Mann. Er drückte fest zu bei dieser gespielten Umarmung. Dann schreckte er plötzlich zurück und heuchelte Erstaunen. »Oh! Es tut mir Leid! Ich habe Sie für mei-



nen Onkel gehalten, den ich heute hier treffen wollte.« Und Ned mischte sich schnell wieder unter die Menschen.

Der Mann war so überrascht, dass er einige Augenblicke brauchte, bis er merkte, dass die Eier in seiner Tasche zerbrochen waren. Als der faule Gestank durch seine Kleidung drang, zogen sich die Menschen von ihm zurück, sie lachten und ließen den Mann allein, der verlegen mit offenem Mund da stand.

John Wesley achtete nicht auf diesen Zwischenfall und predigte weiter. Später jedoch, als sie durch die Straßen liefen, um eine Unterkunft zu suchen, legte Mr. Wesley seinen Arm um Neds Schultern.

»Das war ein kluger Trick, Ned, und ich bin sehr dankbar, dass du da gewesen bist. Aber faule Eier machen mir nichts aus.«

Ned grinste verlegen. »Ich weiß. Aber ich habe Sie einmal mit einem Ei beworfen ... in Newcastle! ... Ich habe mich zu sehr geschämt, es Ihnen zu erzählen. Vielleicht wollte ich heute nur einfach etwas wieder gutmachen.«

Wesley lachte. »Alles verziehen! Komm jetzt. Wir gehen etwas essen, trocknen unsere Kleider und lesen noch ein Kapitel in der Bibel. Morgen bei Sonnenaufgang fahren wir los nach London.«

London

Lange bevor sie London erreicht hatten, sah Ned den grauen Dunst, der über der Stadt am Horizont hing. Während die Pferdekutsche immer näher kam, wurde dieser Dunst dicker zu einem dichten Nebel.

Ned merkte, dass er die Zügel zu hart fasste, doch eine merkwürdige Spannung herrschte in seinem Inneren. Er atmete tief durch und versuchte sich zu entspannen. Die Straße in die Stadt hinein war voll von Wagen, Kutschen und Menschen zu Fuß oder auf Pferden, und er musste sehr aufpassen, damit er keinen Unfall verursachte.

Selbst Newcastle, die größte Stadt im Norden Englands, war klein gegenüber London. Kohler Rauch kam aus Hunderten von Schornsteinen und wuchs zu einer schwarzen Wolke zusammen, die tief über ihren Köpfen hing. Pferde zogen riesige Gefährte und donnerten regelrecht durch die Straßen ohne Rücksicht auf kleinere Kutschen. Kleine, schmutzige Jungen und Mädchen schossen immer wieder durch die Massen. Männer und Frauen mit Karren standen am Straßenrand und versuchten, ihre Waren zu verkaufen. Die Straßen waren schmutzig, und ein fauler Gestank durchzog alles.

Mr. Wesley, der sich neben Ned auf den Kutschbock gesetzt hatte, zeigte auf einen großen Fluss, die Themse, die die Stadt teilte. Ned lenkte die Kutsche am unteren Themse-Ufer entlang, bis sie zur Londo-

ner Brücke kamen. Der Tower, ein großer Gefängnisturm, tauchte auf, als sie die Brücke überquerten. Und wie jede andere Straße in London war auch hier alles voll von Häusern, Geschäften und Fabriken auf jeder Straßenseite.

Es wurde bereits dunkel, als Mr. Wesley Ned sagte, er sollte an einem großen Gebäude halten. Ein Schild war über die Eingangstür genagelt.

»Wir sind da, Ned«, sagte Wesley. »Hier ist das Hauptquartier der Methodisten. Es war einmal eine Kanonenfabrik, aber wir nutzen das Gebäude besser. Komm, Junge, lass uns hineingehen.«

Ein Gottesdienst fand gerade statt, und der Gesang drang durch die großen Räume der ehemaligen Fabrik. Als sie in der Tür standen, fiel Mr. Wesley mit seiner durchdringenden Stimme in den Gesang ein.

Ned war überrascht, denn es war ein Weihnachtslied. Sie waren fast zwei Monate unterwegs gewesen, und nun war es schon beinahe Weihnachten!

Die Reaktionen auf Mr. Wesleys Stimme, die plötzlich im Hintergrund ertönte, waren überwältigend. Die Menschen drehten sich sofort mit Freudenrufen und Begrüßungen um.

»John!«, rief ein Mann und kletterte über die Bänke, um Mr. Wesley herzlich zu umarmen. »Wir haben gehört, dass du kommen wolltest, aber wir wussten nicht, wann.«

»Charles!«, lachte John Wesley. »Wie schön, dich zu sehen. Ned, das ist mein Bruder Charles – der, der für den Gesang der Methodisten verantwortlich ist. Aber wir wollen den Gottesdienst nicht unterbrechen.«

Loben wir Gott dafür, dass er uns wieder zusammengebracht hat.«

Jemand ging hinaus, um sich um die Kutsche und die Pferde zu kümmern, und der Rest fuhr mit dem fröhlichen Gesang fort. Der Gottesdienst dauerte bis spät am Abend, und Ned schlief ein, ohne es zu wollen. Als er am nächsten Morgen aufwachte, fand er sich in einem Bett wieder. Im Zimmer befand sich außerdem eine Kommode mit einer Waschschiüssel und einem Krug Wasser darauf, und ein Handtuch hing daneben. Schnell wusch er sich und lief durch die ehemalige Kanonengießerei, bis er John und Charles Wesley fand, die gemeinsam ihr Frühstück einnahmen, das ihnen von zwei methodistischen »Schwestern« gebracht wurde.

»Setz dich, Junge, und iss!« begrüßte ihn John. »Ich habe gerade Charles deine Geschichte erzählt, und davon, dass wir deinen Bruder Pip hier in London finden wollen. Heute werden wir nach Billingsgate auf der anderen Seite der Themse fahren und sehen, ob wir diesen Mr. Bobbitt und seine Schornsteinspezialisten finden können.«

Ned frohlockte innerlich. Einfach so? War es möglich, dass sie vielleicht schon heute Pip finden würden?

Wie Mr. Wesley gesagt hatte, gingen er, sein Bruder Charles und Ned zu Fuß durch die engen Straßen, überquerten die Brücke über die Themse und liefen dann quer über einen Marktplatz am Rande des Flusses. Ned zog die Schultern hoch, denn es wehte ein eisiger Wind, und es schneite leicht. Die Flocken schmolzen jedoch, sobald sie auf die feuchte Straße fielen.

Als sie durch eine enge Gasse gingen, wurde ein Fenster über ihnen geöffnet, und jemand goss einen Nachttopf aus. Die Brühe spritzte auf den Boden und machte glücklicherweise nur ihre Schuhe nass. *Oh!*, dachte Ned. *Das wäre beinahe schief gegangen.* Er wollte nicht unbedingt nach Toilette riechen, wenn er Pip gegenübertrat.

Die drei wanderten durch den Bezirk Billingsgate und lasen die Schilder, die an den Häusern hingen, bis Charles plötzlich rief: »Ist es das, wonach ihr sucht?« Auf dem Schild an dem düsteren Gebäude stand: T. Bobbitt, Esq. Spezialist für Schornsteine.

Neds Kehle war so trocken, dass er kaum schlucken konnte. John Wesley klopfte mit einem großen Türklopfer aus Messing an. Einige Minuten später kam ein untersetzter junger Mann mit einer Brille und einer Weste und öffnete die Tür.

»Ist Mr. Timothy Bobbitt zu sprechen, bitte«, sagte Mr. Wesley mit seiner klaren Stimme. »Wir sind in einer geschäftlichen Angelegenheit hier.«

»Kommen Sie bitte mit«, murmelte der junge Mann, der wahrscheinlich Mr. Bobbitts Angestellter war. Er führte sie durch einen engen Hausflur, dann klopfte er an eine Bürotür.

»Diese Herren hier wollen Sie sprechen, Mr. Bobbitt«, verkündete er dumpf, dann verschwand er hinter einer anderen Tür.

John und Charles Wesley und Ned standen in einem muffigen, kleinen Zimmer, der Kohleofen in der Ecke verbreitete eine angenehme Wärme.

»Ja, bitte?«, fragte der Mann hinter dem Schreibtisch.



Timothy Bobbitt hatte fast eine Glatze, aber dafür einen dichten Backenbart, der das Kinn aussparte. Er rauchte eine Pfeife, die wie ein S geformt war.

»Mr. Bobbitt? Mein Name ist John Wesley, und das ist mein Bruder Charles Wesley. Wir sind Geistliche und sind hier, um einen Kaminkehrerjungen namens Pip Carter ausfindig zu machen.«

Mr. Bobbitt zuckte zusammen und starrte sie aus eng beieinander liegenden Augen an. »Was hat er getan?«

Wesley hob die Hand. »Wir sind Geistliche, keine Richter, Mr. Bobbitt. Dieser junge Mann hier«, und er zeigte auf Ned, »ist der Bruder des Jungen. Er ist gekommen, um seinen kleinen Bruder Pip zu finden und ihn wieder mit nach Hause zu seiner Familie in Newcastle zu nehmen.«

Ned konnte in dem stickigen Zimmer kaum atmen.

»Unfug!«, sagte Mr. Bobbitt und nahm die Pfeife aus dem Mund. Mit dem Mundstück auf sie zeigend sagte er: »Ich habe Geld für diese Bälger bezahlt. Was wäre das für ein Geschäft, wenn ich sie alle so einfach gehen ließe, bloß weil irgendwer zu Hause Sehnsucht nach ihnen hat! Außerdem, ich weiß nicht einmal, ob dieser ›Pip‹, den Sie suchen, einer von meinen Jungen ist. Ich habe hundert Jungen, mehr sogar, die alle irgendwo in London arbeiten. Hier ist nur unser Büro. Ich habe Vorarbeiter, die kleine Gruppen von Jungen betreuen und für mich die Geschäfte in den verschiedenen Bezirken von London regeln. Die wissen über die Jungen Bescheid, nicht ich. Und nun gehen Sie. Es tut mir Leid, dass Sie diesen weiten Weg umsonst gemacht haben.«

Zu Neds Bestürzung neigte John Wesley höflich den Kopf, und sie gingen zurück durch den engen Hausflur. Als sie wieder draußen im Schneeregen waren, blickte Ned John Wesley wütend an.

»Wir geben doch jetzt nicht auf! Wir haben es doch fast geschafft. Pip ist bestimmt irgendwo in der Nähe! Ich ...!«

»Nur ruhig, Ned«, unterbrach Mr. Wesley und nahm Ned am Arm. Sie gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren. »Josua hat sieben Tage und dreizehn Wanderungen um Jericho gebraucht, bis die Mauern gefallen sind. Vertrau auf Gott; er sorgt für unseren Sieg. Mr. Bobbitt ist nur eine Mauer auf dem Weg von Gottes Heer.«

Ned fand es immer komisch, wenn Mr. Wesley so mit ihm sprach. Er wusste nicht, wer Josua war, aber ihm

gefiel der Gedanke, dass die Mauern um das Büro einstürzen sollten!

Sowohl John als auch Charles Wesley waren für den übrigen Tag mit Angelegenheiten der methodistischen Gemeinschaft beschäftigt. Daher verbrachte Ned den Nachmittag damit, den Kutschpferden den Schlamm aus der Mähne und aus dem Schwanz zu bürsten und die Ställe zu reinigen. Am nächsten Tag jedoch gingen die beiden Wesleys, Ned und zwei weitere Männer von der methodistischen Gemeinschaft wieder über die Brücke, vorbei am Marktplatz von Billingsgate, und klopfen an die Tür von Mr. Bobbitt.

Mr. Timothy Bobbitt war gar nicht erfreut, sie wiederzusehen. John Wesley brachte ihr Anliegen wieder vor, und Mr. Bobbitt, der verärgert an seiner Pfeife zog, lehnte wieder jede Hilfe ab. Zu Neds Überraschung zog sich auch diesmal die kleine Gruppe ohne Widerrede zurück.

Am dritten Tag jedoch verdoppelte sich noch einmal die Anzahl der Leute, die mit nach Billingsgate gingen. Es waren außer Ned acht Männer und Frauen, die diesmal vor Mr. Bobbitts Schreibtisch standen.

»Aber, ... Mr. Wesley«, stotterte Bobbitt. »Was soll das? Warum bringen Sie all diese Leute mit? Ich bin ein viel beschäftigter Mann. Sie behindern meine Geschäfte. Verlassen Sie augenblicklich dieses Haus, oder ich rufe die Polizei!«

»Ihr Geschäft stützt sich auf das Elend von unschuldigen Kindern, die zu jung sind, um zu begreifen, dass Sie nur Profit aus ihnen schlagen«, sagte John

Wesley mit erhobenem Finger. »Wenn Sie wollen, dass wir Sie in Ruhe lassen, dann entlassen Sie den Jungen Pip Carter, damit er mit seinem Bruder zu seiner Familie zurückkehren kann. Aber wir werden nicht ungerecht sein: Nennen Sie uns Ihre Bedingung.«

»Raus! Sofort raus hier!«, schrie Mr. Bobbitt.

Die Gruppe zog sich wieder zurück, doch diesmal drehte sich John Wesley an der Tür um und sagte ruhig: »Rufen Sie ruhig die Polizei, wenn Sie wollen; das wird allerdings nur unserer Sache dienen.«

Am nächsten Tag gingen wieder doppelt so viele Menschen nach Billingsgate: sechzehn Erwachsene, diesmal hauptsächlich Mütter, die Babys auf dem Arm hielten oder kleine Kinder an der Hand führten. Vor dem Büro von Mr. Bobbitt stellten sie sich auf und sangen eines der Lieder, die Ned bisher nur in den Gottesdiensten gehört hatte, und zogen damit die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich. Dann gingen die Methodisten in das Gebäude und drückten sich in Mr. Bobbitts Büro.

Mr. Bobbitt stand auf und sah sie kalt an. »Sie wollten meine Bedingungen? Zehn Pfund. Sie können den Jungen für zehn Pfund haben, keinen Penny weniger!«

Ned schnappte nach Luft, seine Gedanken schossen wild durcheinander. Mr. Bobbitt war bereit, Pip zu entlassen! Aber – zehn Pfund! Das war der Lohn von mehreren Monaten für einen armen Mann. Er dachte an die zehn Schilling, die er in sein Taschentuch geknotet hatte; das war nur ein halbes Pfund! Wie ein

Tropfen, wenn man einen ganzen Eimer voll Wasser brauchte! Plötzlich schwand die Hoffnung, Pip mitnehmen zu können, die für einen Augenblick in ihm aufgeflackert war.

Niemand sagte ein Wort über die zehn Pfund auf dem Weg zurück. Und Ned verbrachte den Rest des Tages damit, peinlich genau den Stall auszumisten. Doch nach dem Abendessen bat er John Wesley, ob er mit ihm allein sprechen dürfte.

Die Kerze auf dem Tisch flackerte unruhig in der zugigen Gießereihalle, als Ned langsam sein Taschentuch aus der Tasche zog. Er löste den Knoten und legte die Münzen auf den Tisch. »Es ist nicht genug, aber es ist alles, was ich habe«, sagte er mit einem Kloß im Hals. »Oh, Mr. Wesley, was soll ich bloß tun?«

John Wesley starrte auf das Geld, dann blickte er Ned lange an, bevor er antwortete. »Das ist alles, was Gott von dir verlangt, Ned – zu geben, was du hast«, sagte er freundlich. »Es ist nie genug, aber Gott nimmt, was wir haben, und wirkt damit Wunder. Vertrau auf Gott.«

Niedergeschlagen legte sich Ned ins Bett. Er wälzte sich die ganze Nacht hin und her und machte kein Auge zu. Auf Gott vertrauen? Wie konnte Gott zehn Schilling nehmen und daraus zehn Pfund machen? Was er auch anpackte: Immer ging alles schief! Er konnte seinen Kohlewagen nicht aus dem Schlamm ziehen, ohne sich den Arm zu brechen. Er konnte nicht auf seine kleine Schwester aufpassen, ohne dass er sie verlor. Er konnte nicht einmal Morgan Swift schlagen, ohne sich selbst wehzutun. Doch am schlimmsten war: Er konnte nicht einmal genug Geld

verdienen, um seinen kleinen Bruder zurückzukaufen, selbst wenn Mr. Bobbitt jetzt bereit war, ihn gehen zu lassen. Heiße Tränen standen in seinen Augen; doch schließlich schlief Ned erschöpft ein.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, hörte er das Gemurmel vieler Stimmen, als ob ein Gottesdienst stattfand. Schnell zog er Hose und Schuhe an und lief hinunter in die große Halle. Er sah Männer und Frauen, die in die Gießerei kamen, andere liefen wieder hinaus.

»Fröhliche Weihnachten!« Eine mollige Frau umarmte ihn mütterlich, bevor sie in das graue Winterwetter hinausging.

»Gott segne dich, Junge«, sagte ein Mann und schüttelte ihm die Hand, dann verschwand er im Gottesdienstraum.

Ned starrte verwirrt auf die Menschen, die ihn beim Kommen und Gehen grüßten. Schließlich, als es immer weniger Leute wurden, blickte Ned in den Versammlungsraum.

»Komm herein, Ned!«, dröhnte John Wesley. »Schau dir an, was Gott aus deinen fünf Brotlaiben und zwei Fischen gemacht hat!« Die beiden Wesleys zählten gespannt einen Korb mit Münzen.

»... fünf Pfund ein Sixpence ... ah, hier ist eine halbe Krone! Und noch eine ... und eine Guinee! ... das macht dann sechs Pfund, sechs Schillinge und ein Sixpence ...«

Ned starrte sie sprachlos an, als sie weiterzählten. Schließlich blickte John Wesley auf. »Neun Pfund, fünfzehn Schilling.«

»Warte«, sagte sein Bruder. Charles Wesley zog eine kleine Börse aus seiner Tasche und leerte den Inhalt in den Korb.

»Noch fünf Schilling«, zählte John Wesley. »Gelobt sei Gott, wir haben die zehn Pfund! Komm, Junge, wir statten unserem Mr. Bobbitt einen kleinen Besuch ab!«

* * *

Die Luft in Mr. Bobbitts Büro war erdrückend, und Ned hatte wieder Schwierigkeiten zu atmen, als der Geschäftsmann die Münzen zählte, nicht einmal, sondern zweimal. Er grunzte schließlich und befahl seinem Angestellten mit einem Kopfnicken: »Holen Sie den Jungen.«



Es vergingen nur wenige Minuten, bis Ned wieder Schritte in der Halle hörte, aber sie erschienen ihm wie Stunden. Die Tür wurde geöffnet, und ein kleiner Junge stand da, er blickte ängstlich und überrascht um sich. Seine Kleider und seine Haare waren beinahe schwarz vom Ruß. Man hatte zwar versucht, schnell sein Gesicht und seine Hände zu reinigen, aber sie waren grau geblieben. Seine runden Kinder-Augen starrten den Mann an, der Pfeife rauchend hinter seinem Schreibtisch saß. Dann blickte er weiter zu den beiden Männern, die in ihren Mänteln an einer Seite standen. Und schließlich blieben seine Augen an Ned hängen.

Ned fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, bevor er sprach: »Pip! Ich bin es, Ned! Ich bin gekommen, um dich mit nach Hause zu nehmen.«

Einen Augenblick lang bewegte sich der Kleine nicht von der Stelle. Dann flog er mit einem Freudenschrei in die Arme seines großen Bruders.

Wieder zu Hause

In dieser Nacht teilten sich Ned und Pip das Bett in der Gießerei, so wie sie es von zu Hause her gewohnt waren. Die methodistischen Frauen hatten den kleinen Jungen geschrubbt, bis er quietschte, aber seine Kleidung war nicht sauber zu kriegen. Da in der ganzen methodistischen Gemeinschaft von den Jungen erzählt wurde, war bald ein hübsches Bündel von Kleidungsstücken für Pip zusammengesammelt worden.

Als Pip einschlief, löste Ned behutsam Pips Arme von seinem Hals, die der Kleine liebevoll um ihn geschlungen hatte. Er konnte es immer noch kaum glauben, dass sein kleiner Bruder jetzt neben ihm lag. Sein Unfall war gerade erst vier Monate her, vier Monate war es also her, seit Pip weggeschickt worden war, aber sie erschienen ihm wie vier Jahre.

Als er so in der Dunkelheit lag mit Pip neben sich, der langsam und regelmäßig atmete, dachte Ned an die furchtbaren Wochen, die er damit verbracht hatte, Pip zu suchen. All die Botengänge, die er erledigt hatte, um genug Geld zusammenzukratzen, bis er seinen Bruder freikaufen konnte. Er hatte sich so sehr angestrengt, so hart gearbeitet, aber es war nie ausreichend. Und doch ... hier lag Pip sicher bei ihm. Sie waren wieder zusammen. Es war wie ein Geschenk.

Ned starrte in die Dunkelheit und dachte nach. War das nicht genau das, worüber Mr. Wesley die ganze Zeit von Newcastle bis London gepredigt hatte? Erlö-

sung durch den Glauben ... ein Geschenk Gottes ... Gottes Gnade, die nicht durch eigene Anstrengung errungen werden kann ...

Ned war wieder hellwach. Er schlüpfte vorsichtig aus dem Bett, um Pip nicht zu wecken, zog seine Hose an und schlich auf Zehenspitzen in die Halle. Unter der Tür von Mr. Wesleys Zimmer schimmerte noch Licht hervor, daher klopfte er vorsichtig an.

»Komm herein.«

Ned öffnete die Tür und blickte hinein. John Wesley las in seiner Bibel, eine Kerze brannte auf dem Tisch. Als er Ned in der Tür stehen sah, bat er ihn freundlich herein. »Ist irgendetwas, Junge?«, fragte er.

Ned setzte sich auf die Bettkante. »Nein. Es ist nur so, dass ich jetzt verstehe.«

»Was?« Mr. Wesley hob die Augenbrauen.

»Ich wollte Pip retten«, begann Ned. »Aber wie sehr ich es auch versuchte, ich konnte nichts allein erreichen. Aber Sie und die anderen Methodisten, Sie haben Pip gerettet. Sie haben es nicht für sich selbst getan, sondern für mich.«

Ein Lächeln zuckte in Mr. Wesleys Mundwinkeln.

»Ja, weiter.«

»Genauso ist das mit Jesus. Ich meine, er hat uns am Kreuz erlöst. Und Sie haben gesagt, dass die Erlösung ein Geschenk ist, für das man nichts selbst tun kann.«

Mr. Wesley nickte. »Das ist richtig. Wir müssen Gottes Geschenk annehmen, sonst bringt es nichts. Wir müssen glauben.«

Ned holte tief Luft. »Ich ... ich wollte Ihnen nur sagen, ... ich glaube.«

John Wesley warf fröhlich lachend den Kopf zurück. »Halleluja!«, rief er laut, obwohl die anderen Leute schon schliefen.

In diesem Augenblick begannen die Kirchenglocken zu läuten. Ding, dong ... ding, dong. Immer weiter und immer mehr.

Mr. Wesley lächelte Ned an. »Es ist Mitternacht – Weihnachten. Fröhliche Weihnachten, Ned. Christus ist heute geboren – in deinem Herzen.«

Wenige Minuten später krabbelte Ned wieder neben Pip unter seine Bettdecke. Christus in seinem Herzen ... Pip in seinem Bett. Es war das schönste Weihnachtsfest, das er jemals erlebt hatte.

* * *

Der Frühling war bereits in Nordengland eingekehrt, als Mr. Wesleys Pferd und die Stute des Waisenhauses wieder durch die steinigen, zerfurchten Straßen kamen. Sie hatten die Kutsche in York gelassen, und jetzt ritten sie, Pip hinter Ned auf dem Pferd, nach Newcastle upon Tyne.

»Nicht so fest, Pip«, meinte Ned zu seinem Bruder.

Doch Pip war so aufgeregt, dass er nichts zu hören schien. »Kommen wir heute nach Hause, Ned? Du hast es gesagt. Schau mal, da war ein Kaninchen. Jetzt ist es unter dem Busch verschwunden. Hast du es gesehen, Ned? Es war ein graues Kaninchen ...« Immer weiter ging es so, und der kleine Junge hörte nicht auf zu erzählen.



Ned seufzte. Monatelang hatte er von diesem Tag geträumt, an dem sie wieder nach Newcastle kommen würden. Und jetzt, wo sie fast da waren, begann er sich plötzlich Sorgen zu machen. Was würde passieren, wenn sie nach Hause kamen? Würde Pip nun doch in den Minen arbeiten müssen? Und was würde er jetzt anfangen? Mr. Wesley wollte nach Schottland weiterreisen, wo die Straßen genauso schlecht waren wie in Nordengland, wenn nicht sogar schlechter. Der Prediger würde also keinen Kutscher mehr brauchen – zumindest nicht im Moment.

Aber konnte er wieder den Kohlewagen fahren? Ned streckte die Hand aus und untersuchte sein Handgelenk. Es war leicht gekrümmt. Meistens kam er gut

damit zurecht, aber wenn er es sehr belastete, tat es oft noch weh.

Er blickte zu Mr. Wesley hinüber, der in ein Buch vertieft war und Lucy, sein Pferd, allein den Weg suchen ließ. Am Abend zuvor hatte Ned seine Sorgen Mr. Wesley mitgeteilt, und dieser hatte gesagt, was er immer zu sagen pflegte: »Vertrau auf Gott.«

Doch trotz aller Gedanken, die Ned sich machte, war er doch auch aufgeregt, als sie nach Gateshead ritten, durch die engen Gassen kamen und die Pferde schließlich vor dem Haus der Carters anhielten. Wie ein Blitz war Pip vom Rücken der Stute hinuntergerutscht und rannte nach innen. Augenblicklich hörte man überraschte Freudenrufe.

Die nächste Stunde verging wie im Flug, alle umarmten sich und redeten durcheinander. Doch schließlich kam Dob Carter von der Arbeit nach Hause, und das Essen wurde auf den Tisch gestellt. Die acht Carters und John Wesley quetschten sich auf die Bänke um den Tisch. Zu Neds Überraschung tauchte sein Vater nicht sofort den Löffel in die große Schüssel in der Mitte, sondern die ganze Familie hielt sich an den Händen und begann zu singen:

*Sei bei uns zu Tisch, Herr,
hier und überall wollen wir dich anbeten.
Segne deine Gaben und schenke uns,
dass wir im Paradies das Festmahl mit dir feiern.*

John Wesley grinste von einem Ohr zum anderen. Ned platzte heraus: »Das ist doch Charles Wesleys Tischgebet!«

Dob Carter räusperte sich. »Nun, ja. Wir haben auch eine Geschichte zu erzählen.« Dolly und Flora kicherten hinter vorgehaltenen Händen, aber Louisa Carter ermutigte lächelnd ihren Mann, doch zu erzählen.

»Wie ihr wisst, hat Louisa immer wieder gebeten, ich solle mit zum Gottesdienst der Methodisten kommen. Schließlich, nur damit die Sache ihre Ruhe hatte, bin ich mitgegangen. Ich war nie zuvor in einem Gottesdienst gewesen – ich habe immer gedacht, dass Religion etwas für die Reichen ist. Ned weiß, was ich darüber dachte.«

Ned grinste.

»Die meisten Leute waren Arbeiter so wie wir. Mrs. Murray war sehr freundlich zu meiner Frau, und ich bemerkte Veränderungen an ihr. Deshalb bin ich weiter mitgegangen, und die Predigten begannen sich in mir festzusetzen. Um es kurz zu machen: Ihr seht einen neuen Menschen hier vor euch. Und seit ich Gott um Vergebung gebeten habe, habe ich keinen Tropfen Gin mehr angerührt. Nicht, dass ich keine Lust mehr dazu gehabt hätte. Aber Gottes Macht ist stärker als mein schwacher Wille.«

Mr. Wesley hob die Hände. »Gelobt sei Gott!«

Und dann ging das Erzählen weiter: von der Reise nach London, von der methodistischen Gemeinschaft in der Gießerei und von Pips Rettung.

Bevor Mr. Wesley das Haus verließ, um die Nacht im Waisenhaus zu verbringen, legte er eine Hand auf Neds Schulter. »Du kannst gut mit Pferden umgehen. Wir brauchen im Waisenhaus einen Jungen, der für die Pferde sorgt, die wir dort für Wanderprediger

bereithalten. Es ist keine Vollzeitbeschäftigung, aber sprich darüber mit deinem Vater. Und denk daran: Vertrau auf Gott.«

Am nächsten Morgen rüttelte Dob Carter Ned wach. »Komm, Junge«, flüsterte er. »Wir müssen etwas erledigen.«

Gehorsam stand Ned auf – vorsichtig, um Pip nicht zu stören –, aß den üblichen Haferbrei und folgte seinem Vater durch die Straßen von Gateshead. Er hatte ein ungutes Gefühl, als sie über die Brücke nach Newcastle gingen. Würden sie wieder ins Bergwerk gehen?

Doch stattdessen führte Dob Carter seinen Sohn in die Stadt hinein. Zu Neds Erstaunen standen sie bald vor Swifts Sattlerei.

Als sie die Tür öffneten, flog eine Fellkugel auf Ned zu, bellte und leckte ihn winselnd. Es war Held! Nach dieser wilden Begrüßung blickte Ned auf und sah in Morgan Swifts grinsendes Gesicht.

»Ich habe ihn für dich gefüttert«, sagte der ältere Junge. »Aber ich glaube, er ist wirklich froh, dich wiederzusehen.«

Ned war überrascht. Das hatte Morgan für ihn getan? Doch er hatte kaum Zeit,



ein Dankeschön zu stammeln, als Dob Carter sagte: »Ist dein Vater hier, Morgan? Wir haben etwas mit ihm zu besprechen.«

Mr. Swift kam gerade in das Geschäft und band seine Schürze um. »Ah, gut«, sagte er und schüttelte erst Mr. Carter und dann Ned die Hand. »Kommen wir gleich zur Sache, Ned. Morgan geht weg, er will weiter die Schule besuchen. Ich brauche einen Lehrling, jemanden, der sich mit Pferden und Geschirr auskennt. Du hast doch Erfahrung als Fahrer, ich glaube, du bist für den Job geeignet. Was meinst du dazu?«

Meinen? Ned war sprachlos. Er blickte seinen Vater an, der ihn breit anlächelte. Dob Carter nickte.

»Ja«, gelang es ihm schließlich zu sagen. »Ich bin dabei.«

»Gut«, sagte Mr. Swift. »Du kannst morgen anfangen.«

Als Ned und sein Vater durch die Straßen zurückwanderten, mit Held, der neben ihnen herlief, wirbelten Neds Gedanken wieder einmal durcheinander. Er durfte in der Sattlerei arbeiten. Das würde er tagsüber tun, und davor und danach würde er sich um die Pferde im Waisenhaus kümmern. Mit zwei Jobs würde Pip vielleicht gar nicht arbeiten müssen.

Ned war zufrieden. Seine Familie war wieder zusammen. Papa und Mama waren Christen geworden. Er lernte lesen. Er hatte eine Stelle als Lehrling und lernte ein richtiges Handwerk.

»*Vertrau auf Gott!*«, hatte Mr. Wesley gesagt.

Mehr über John Wesley

Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gründeten Samuel und Susanna Wesley eine große Familie in dem kleinen Dorf Epworth in England. Am 17. Juni 1703 wurde ihr fünfzehntes Kind geboren (nicht alle Kinder davor hatten überlebt), und sie nannten ihn John.

Johns Vater Samuel war Pfarrer der Dorfkirche; aber er war auch ein Dichter und Träumer. Ein großer Teil der Alltagsorgen war Susanna Wesley überlassen. Sie musste dafür sorgen, dass die Familie mit dem geringen Einkommen zu essen, Kleidung und Ausbildung hatte. Zwei Jahre später wurde Charles geboren, das Haus war inzwischen fast zu klein für die große Familie geworden, und in demselben Jahr kam der Vater ins Gefängnis, da er seine Schulden nicht bezahlen konnte.

Aber Susanna gelang es, alles zusammenzuhalten, bis ihr Mann wieder auf freiem Fuß war. Als John sieben Jahre alt war, ging das Strohdach des Hauses in Flammen auf (man weiß nicht, ob es Fahrlässigkeit war oder ob jemand das Dach in Brand gesteckt hatte). Der größte Teil der Familie konnte schnell nach draußen laufen, aber John war im zweiten Stockwerk gefangen. Nachbarn kamen und holten ihn durch das Fenster nach draußen. Obwohl das Haus völlig zerstört war, dankten die Wesleys Gott, besonders weil John gerettet worden war. »Ein Brandscheit aus dem Feuer gerettet«, so sagten sie

damals entsprechend der Bibelstelle in Sacharja 3,2. Hatte Gott ihn gerettet, weil er etwas Besonderes mit ihm vorhatte?

Susanna Wesley war eine bemerkenswerte, gottesfürchtige Frau. Während einer Reise ihres Mannes nach London, wohin er wegen einer kirchlichen Angelegenheit musste, begann sie, Gottesdienste in ihrer Küche abzuhalten. Sie erzählte ihren Kindern, den Dienstmägden und Nachbarn von Missionsstationen in Ostindien. Diese Zusammenkünfte hatten einen großen Einfluss auf John und seinen kleinen Bruder Charles. Susanna war eine sehr gute und methodische Lehrerin. Sie brachte ihren Kindern Lesen und Schreiben bei und unterrichtete sie auch in der Bibel. Ihr Einfluss auf ihre Söhne brachte ihr im Nachhinein den Titel »Mutter des Methodismus« ein.

1714, im Alter von elf Jahren, wurde John in die Charterhouse School nach London geschickt, um seine Ausbildung fortzusetzen. Er beschäftigte sich mit Latein, Griechisch, Hebräisch, Philosophie und Mathematik. Als er siebzehn Jahre alt war, beschloss er, nach Oxford zu gehen, um Theologie zu studieren. Als schlanker junger Mann, der nur 1,65 m groß war, war er nicht gerade eine beeindruckende Gestalt. Aber man kannte ihn bald wegen seiner klaren Gedanken, seiner Fähigkeit zu schreiben, seiner schnellen Auffassungsgabe und der Ernsthaftigkeit, mit der er seine Studien betrieb.

John lebte höchst sparsam, um weiter in Oxford bleiben zu können. Aber seine Gesundheit war nicht die beste, er war oft müde und hatte einen hartnäckigen

Husten. Deshalb verbrachte er einen großen Teil des Tages an der frischen Luft, ging spazieren oder schwimmen, wenn es das Wetter zuließ.

Charles Wesley folgte ihm bald nach Oxford, und die beiden Brüder versammelten eine Gruppe junger Männer um sich, die zum Studieren und Diskutieren zusammenkam. John hatte mittlerweile bereits beschlossen, Pfarrer zu werden, und wurde als Diener der Anglikanischen Kirche eingesetzt. Er liebte seinen Beruf und studierte weiter am Lincoln College in Oxford. Dabei ging er sein Studium, seine Arbeit und selbst die Dinge des alltäglichen Lebens in einer sehr disziplinierten und methodischen Art und Weise an. Er stand früh auf und schrieb regelmäßig in sein Tagebuch, eine Angewohnheit, die er sein ganzes Leben lang beibehielt.

Auf Anregung seines Vaters verbrachte John zwei Jahre als Prediger in dem kleinen Dorf Wroote in der Nähe von Epworth, doch er hatte das Gefühl, dass es nichts brachte. Als er nach Oxford zurückkehrte, erfuhr er, dass sein Bruder Charles mit Studenten eine Gruppe gegründet hatte, die zusammen Gottesdienste feierte und studierte. Der Heilige Klub – so wurde er genannt – wurde von vielen der anderen Studenten belächelt; aber John nahm die Sache ernst und wurde bald zu ihrem Leiter ernannt. Der junge Mann besuchte Gefangene, half ihnen, ihr Elend zu verkleinern, bezahlte ihre Schulden aus einem gemeinsamen Fonds, sodass sie auf freien Fuß gesetzt wurden. Der Heilige Klub wurde der Ausgangspunkt der Bewegung, die als »methodistische Bewegung« bekannt wurde.

Nach zehn Jahren in Oxford wurde John Wanderprediger, der von Dorf zu Dorf ritt und dabei Bücher las. Sein Leben war hart, und er hatte wieder mit Tuberkulose zu kämpfen. Samuel Wesley wollte, dass John ihm als Pastor in der kleinen Gemeinde von Epworth nachfolgte, aber obwohl dies sein Leben sehr erleichtert hätte, wollte John seine Talente nicht an diesem kleinen Ort vergeuden. Sein Vater starb 1735, und in demselben Jahr wollte John nach Amerika reisen, um unter den Indianern zu missionieren. Er organisierte die Reise so, dass er mit Colonel Oglethorpe fahren konnte, der bereits zweimal mit Gefangenen in die Kolonie Georgia gefahren war; auch Charles fuhr als Sekretär mit Oglethorpe mit.

An Bord lernte John eine Gruppe von Herrnhuter Brüdern kennen, einer Religionsgemeinschaft aus Deutschland, deren Mitglieder einen ruhigen, vertrauenden Glauben an Gott hatten, der den jungen Wesley beeindruckte. Er brachte ihnen die englische Sprache bei, während er mehr über ihre Lehre der »Rechtfertigung durch den Glauben« erfuhr.

Nach vier Monaten kam das kleine Schiff in Savannah in Georgia an. Statt bei den Indianern zu missionieren, wurde John zum Pastor der Kolonie ernannt. Doch seine strengen Predigten und seine starren Regeln fanden nur wenig Anklang. Erfolg hatte er allerdings beim Unterrichten der Kinder. Er verliebte sich in eine junge Frau namens Sophia Hopky, aber er brauchte so lange, ihr einen Heiratsantrag zu machen, dass sie sich schließlich mit einem anderen Mann verlobte, um ihn zu provozieren. Verletzt zog sich Wesley ganz zurück.

In der Zwischenzeit war Charles bei Colonel Oglethorpe in Ungnade gefallen und wurde nach England zurückgeschickt. John folgte ihm, verbittert über die Streitereien, die er mit vielen der Kolonisten hatte. Er hielt seine Zeit in Amerika für verschenkt.

1738 war John wieder zurück in England, aber er hatte damit zu kämpfen, dass seine strengen Regeln ihm nicht die Heilsgewissheit gaben, nach der er sich so sehnte. Am 24. Mai 1738 ging er zu einer Versammlung in der Aldersgate Street, wo jemand die Vorrede Luthers zum Brief an die Römer vorlas. Darin wird beschrieben, dass Gott die Herzen der Menschen durch den Glauben an Christus verändern kann. Während er zuhörte, so schrieb er später in sein Tagebuch, »fühlte ich mein Herz seltsam erwärmt. Ich fühlte, dass ich Christus vertraute, ganz allein der Erlösung durch Jesus Christus; und plötzlich hatte ich die Gewissheit, dass er meine, genau meine Sünden weggenommen und mich von Sünde und Tod befreit hatte.« Charles, der drei Tage zuvor eine ähnliche Bekehrung erlebt hatte, freute sich natürlich über Johns einfache Erklärung: »Ich glaube.«

Das war der Wendepunkt für die beiden Brüder, die anfangen, durch ganz England, Schottland und Wales von Stadt zu Stadt zu reisen und überall neue methodistische Gemeinden zu gründen, deren Leiter Laienprediger waren. So entstand daraus die methodistische Kirche, obwohl die Wesleys nie beabsichtigt hatten, eine neue Kirche zu gründen. John war als Leiter der methodistischen Gemeinschaft anerkannt, während Charles viele der Lieder schrieb, die in den Gemeinschaften gesungen wurden.

George Whitefield, ein Freund aus der Zeit in Oxford, hatte außerdem damit angefangen, außerhalb der Kirchen zu predigen. 1739 schrieb er John einen Brief, in dem er ihn bat, seine Aufgabe zu übernehmen, da Gott ihn an anderer Stelle brauchte. Das erste Mal, als John im Freien predigte, versammelten sich dreitausend Menschen. Als er von Ort zu Ort zog, wurde er oft von den Pfarrern kritisiert, die ihn fragten, was denn seine Gemeinde wäre. John antwortete darauf: »Die Welt ist meine Gemeinde!«

Doch es waren nicht nur die Reichen und Angesehenen, die Anstoß an seinen Reden nahmen; die Armen sahen die Religion als einen Luxus für die Reichen an und randalierten oft, wenn John Wesley in eine Stadt kam. Doch der »kleine Riese« hielt stand und gewann allmählich die Herzen der Menschen durch seine Botschaft, dass jeder Mensch, egal ob reich oder arm, wertvoll in Gottes Augen war und dass Jesus Christus jedem Menschen Vergebung und Rettung anbot.

1742 besuchte John Wesley Newcastle, um bei den Bergleuten zu predigen. Er entdeckte, dass diese Menschen unter den schlimmsten Bedingungen lebten, die er auf seinen Reisen gesehen hatte. Der Treffpunkt der Gemeinde wurde das Waisenhaus, und der Chor dieser Gemeinde galt bald als der beste im ganzen Land.

Grace Murray wurde John Wesleys Reisegefährtin, sie hatte ihn während einer Krankheit gepflegt und stand mit ganzem Herzen hinter seiner Arbeit. John wollte sie heiraten, aber er wollte zuerst Charles' Meinung dazu hören. Ob zu Recht oder zu Unrecht

dachte Charles (der selbst kurz zuvor geheiratet hatte und »sesshaft« geworden war), die Ehe würde das Amt seines Bruders als Wanderprediger zerstören, und hielt ihn davon ab, zu heiraten. John vergab Charles später, aber er vertraute ihm nie wieder so wie früher.

Später stolperte John in eine Ehe mit einer Witwe, Molly Vazeille. Doch sie war eifersüchtig auf seinen Dienst und behinderte ihn in vielerlei Art. Als sie ihn schließlich verließ, bat er sie nicht, zurückzukommen. Sie lebten getrennt, bis sie 1781 starb.

John Wesley reiste weiterhin durch ganz England, bis er mit achtundachtzig Jahren am 2. März 1791 starb. Er hatte den größten Teil des achtzehnten Jahrhunderts erlebt, ein Jahrhundert, in dem die französische Revolution stattfand, in dem die Vereinigten Staaten von Amerika die Unabhängigkeit gewannen, in dem die Dampfmaschine und die Webmaschine erfunden wurden, in dem Benjamin Franklin die Elektrizität entdeckte. Doch John Wesley lebte sein Leben für Gott und wirkte bei der Ausbreitung der methodistischen Erweckung mit. Und viele der Lieder, die Charles Wesley geschrieben hat, sind bis heute bekannt.



Dave und Neta Jackson

**Verrat im Gefängnis –
John Bunyan**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.446

Man schreibt das Jahr 1660 und London ist ein gefährliches Pflaster – das muss auch der zwölfjährige Richard Winslow erfahren, als sein Vater des Verrats beschuldigt wird und in den Tower muss. Aus Sorge um die Sicherheit der restlichen Familie flüchten Richards Mutter und seine Schwestern nach Schottland. Richard entschließt sich jedoch zum Bleiben, falls sein Vater ihn braucht.

Aber in London zu bleiben, wäre zu riskant. Also macht sich Richard auf den Weg ins nahe Bedford, wo sein Onkel Gefängniswärter ist.

Während er für seinen Onkel arbeitet, schließt Richard unerwartet Freundschaft – mit einem Gefangenen namens John Bunyan, der unter Lebensgefahr eine aufrüttelnde Botschaft verbreitet. Richard möchte diesem mutigen Mann gerne helfen, fürchtet sich aber vor den Folgen, die es für ihn – und für seinen Vater – haben könnte.

Er will seinen Vater befreien – aber ist er auch bereit, den schrecklichen Preis dafür zu zahlen?



Dave und Neta Jackson

**Nächtlicher Überfall –
Martin Luther**

Taschenbuch

128 Seiten

Best.-Nr. 255.452

Als ich zehn Jahre alt war, sah ich eine Verbrennung.

Verzeiht mir, aber ich muss das näher erklären, weil ihr sonst nicht versteht, warum ich solche Angst bekam, als ich den Namen meines Herrn auf einem Plakat sah, das am Portal der Wittenberger Kirche angebracht war.

Diese Verbrennung war das erste Mal überhaupt, dass ich einen Menschen habe sterben sehen. Sie sagten, er wäre ein Ketzer gewesen – dass er sich gegen Gott und die Kirche stellte. Doch ich konnte das nicht glauben.

Und jetzt sollte es meinen Herrn treffen ...



Dave und Neta Jackson

**Der Räuber von Ashley Downs –
Georg Müller**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.529

Man schreibt das Jahr 1870.

Als Curly Roddy zwölf Jahre alt wird, hat er bereits sechs Jahre als heimatloses Waisenkind auf den berüchtigten Straßen Londons verbracht. Er schläft im Müll und ernährt sich von Abfällen – wenn er überhaupt etwas findet.

Manchmal kann er mit Singen etwas Geld verdienen, oder er führt akrobatische Kunststückchen vor. Meistens aber hält er sich mit kleinen Diebstählen über Wasser.

Als er Wind davon bekommt, dass für ein Waisenhaus in Bristol eine größere Menge Geld mit einer Postkutsche transportiert werden soll, erkennt er die Chance auf den Coup seines Lebens. Geld im Überfluss wartet auf ihn! Mit einigen Kumpanen macht er sich ans Werk.

Doch dann kommt es zu einer entscheidenden Begegnung mit dem »Vater der Waisenhäuser« – Georg Müller.



Dave und Neta Jackson

**Heimatlos –
Gladys Aylward**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.445

Die sechsjährige Mei-En schrie vor Angst!

Die Zigeunerin, in deren Besitz sie sich befand, wollte sie gerade an eine fremde Frau verkaufen.

Die Zeiten waren hart in den Bergregionen von China.

Man schrieb das Jahr 1934, und Waisen wurden oft für wenige Pfennige verkauft. Aber Fremde wurden von den Chinesen als »Teufel« betrachtet.

Daher war sich Mei-En sicher, dass die kleine Frau in chinesischer Kleidung sie offenbar zum Abendbrot verspeisen wollte!

Doch die neue Besitzerin von Mei-En war die leidenschaftliche und angesehene Missionarin Gladys Aylward.

